

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339251](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339251)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Geheilte Axtrene.

Das Kathrinchen, des alten Dorfschneiders Tochter, hatte sich einen Dienstplatz gesucht in der benachbarten Stadt, damit sie, bei besserm Lohn als auf dem Lande, dem armen Vater kräftiger beistehen könnte. Der Platz wurde gefunden, und Kathrinchen verließ die Heimath, mit dem Versprechen, den Vater recht oft, jedesmal wenn's die Zeit ihr erlaube, heimzusuchen.

Das Mädchen war fleißig und rührig, und griff die Arbeit mit Geschick an, zur großen Zufriedenheit ihrer Herrschaft. Etwas nur machte der gutmüthigen und wackeren Hausfrau manchmal Bedenken. Jedesmal nemlich, wenn Kathrinchen um die Erlaubniß gefragt hatte, nach Hause gehen zu dürfen, um ihren Vater zu besuchen, fehlte bald Dieß und Jenes im Küchenschrank oder in der Speisekammer. Es waren zwar gewöhnlich nur Kleinigkeiten, die freilich auch anderswo dienen konnten; wo sie aber hingekommen, und wer sie hatte mitgehen heißen, das blieb vorderhand ein Räthsel für die wachsame Hausmutter.

So ging es eine Zeitlang, und der aufsteigende Verdacht, die Kathrine könnte wohl am Ende die Schuld haben an diesen fehlenden Sachen aus der Haushaltung, verursachte der Frau keinen geringen Kummer; denn, bestätigte sich ihr Verdacht, welch ein Schaden ist's dann um die anstellige, gewillige Magd, mit der sie im Uebrigen ganz zufrieden war. Die gute Hausfrau sann über die beste Weise nach, wie man der Kathrine diesen garstigen Fehler abgewöhnen könnte, ohne Lärm zu schlagen.

Eines Tages, als Kathrinchen eben einen Auftrag in der Stadt besorgte, betrat die Hausfrau, nicht ganz von ungefähr, die Magdskammer und hielt eine kleine Musterung. Ihre spähenden Blicke fielen auf einen zugedeckten Korb, in welchem sie einige Stücke Zucker und etwas gemahlene Kaffee fand. Heute just hatte die Magd um Erlaubniß gefragt, am morgenden Sonntag heimgehen zu dürfen und nach dem alten Vater zu schauen. Nun ging der Hausfrau plötzlich ein Licht auf, wie eine Fackel, und Alles wurde ihr klar. Seit einigen Tagen war der vorräthige Kaffee bedeutend geschmolzen, und in der Zuckerbüchse hatte sie auch eine gewisse Verminderung des süßen Inhalts wahrgenommen. Der guten Hausmutter that es im Herzen wehe,

so deutliche Beweise zu finden von der Unehrlichkeit der Magd, denn Unehrlichkeit war's, wenn auch nur vorläufig in geringem Grade; heimlich etwas, sei's die unbeachtete Kleinigkeit, auf die Seite schaffen oder stehlen, das kommt auf Eins heraus und die Gelegenheit macht den Dieb!

Die Hausfrau hatte gefunden Verstand und ein gutes und menschenfreundliches Gemüth. Sie ließ gar nichts merken von ihrer unangenehmen Entdeckung in der Magdskammer, und that, als wäre nicht das Geringsste vorgefallen.

Am andern Morgen aber, als sie eben mit der Kathrine, die das Zimmer in Ordnung brachte, unter vier Augen allein war, sagte die Herrin: „Nicht wahr, Kathrine, Ihr geht diesen Nachmittag heim zu Euerm Vater? Ich hab's Euch gestern schon erlaubt?“

„Ja, Madame,“ antwortete die Magd, „und ich freue mich recht auf diesen Besuch.“

„Nun denn,“ meinte die Dame, „der arme, alte Mann wird Allerlei brauchen können, das er im Dorfe vielleicht nicht gut sich anschaffen kann. Da, nehmet dieses Geld, das ich Euch schenke, lauft ein Pfund Kaffee und ein Pfund Zucker, auch sonst noch was, und bringet es dem guten Alten, nebst einem recht freundlichen Gruß von mir. Ich will Euch obendrein noch einen Ueberrock von meinem Manne mitgeben, und ein Paar gute, warme Winterschuhe. Ich denke, Euer Vater wird's wohl anzuwenden wissen.“

Diese liebevollen Worte der Hausfrau und ihr mildthätiges Anerbieten trieben der Kathrine, die sich nicht von aller Schuld frei fühlte, das Blut in die Wangen, und in höchster Berlegenheit stotterte sie ihren Dank für die freundlichen Gaben. Es hätte gar nicht viel gefehlt, so wäre sie ihrer lieben Herrin zu Füßen gesunken und hätte weinend um Verzeihung gebeten wegen der heimlich verübten Entwendungen. Sie faßte den festen Vorsatz, in Zukunft ehrlich und treu zu sein wie Gold.

Als die gutmüthige Dame des andern Tags wieder nach ihren Kaffee- und Zuckerbüchsen schaute, da waren beide gerade wieder so voll, als sie sein sollten, und seitdem hat niemals wieder etwas in dem Haushalt gefehlt. Eine treuere und redlichere Dienstmagd als die Kathrine, war gewiß keine mehr weit und breit zu finden.

Durch schonende Liebe führet man die Verirrten wieder auf den Weg der Pflicht und der Rechtllichkeit zurück, und das liebevolle Betragen der wohlberechnenden Hausfrau dürfte leicht als ein gar beherzigenswerthes Beispiel angepriesen werden.

Kindliche Aufopferung.

Es ist etwas Edles und Schönes um die Liebe zum Vaterland, für dessen Freiheit und Verteidigung jeder wackere Bürger hochherzig sein Leben in die Schanze schlägt, besonders wenn er demselben dient als treuer Soldat, dem die Ehre und gewissenhafte Pflichterfüllung alles gelten. In den meisten Staaten, hauptsächlich aber in Frankreich, werden die Söhne aller Stände, ohne Ausnahme, zum Kriegshandwerk berufen, und das Loos entscheidet diese für Manchen so wichtige Frage. In früheren Zeiten aber, da war es anders. Die meisten Kriege wurden nur um der Launen oder der ehrgeizigen Eroberungssucht der Mächtigen wegen unternommen. Da konnte Niemand so rechte Lust und Freude fühlen zum Soldatenleben; an Freiwilligen war oft großer Mangel, und theils mit List, theils mit Gewalt, mußte man Soldaten anwerben in aller Herren Länder, und wer einmal das Handgeld empfangen hatte, der war gezwungen zwanzig bis dreißig Jahre lang den beschwerlichsten Kriegsdienst zu thun, ohne viel Ehre dabei einzunehmen. Wurde aber solch einem angeworbenen, ja, verkauften Soldaten das Herz allzuschwer, und verlangte es ihn nach der Heimath, nach Vater und Mutter, oder nach der zurückgelassenen Braut, also daß er nicht bleiben mochte und vom Regiment desertirte, dann war sein Loos ein schreckliches, wenn er auf der Flucht noch eingeholt wurde. Das Urtheil und die Strafe ließen nicht lang auf sich warten. Man stellte die Soldaten in doppelten Reihen auf, gab jedem einen langen, knotigen Stab in die Hand, und der eingefangene Flüchtling wurde, mit entblößtem Rücken und langsamen Schrittes, mitten durch diese Reihen hindurchgeführt. Jeder Soldat, der mit seinem Stecken nicht hart auf den Verurtheilten losschlug, mußte dann selber Strafe erdulden. Das Blut quoll hervor, das Fleisch von Schultern und Rücken hing in Fetzen, und oft wurde der unglückliche Deserteur halbtodt hinweggetragen. Diese schreckliche Strafe hieß man Spießruthenlaufen. Unsere Zeit, in der so Vieles anders und besser geworden, hat

auch dieses scheußliche, barbarische Verfahren abgeschafft. Vor etwas mehr denn siebenzig Jahren erduldet diese Strafe ein junger Mann, dem wir unser Mitleiden, unsere Bewunderung und Achtung unmöglich versagen können.

Ein armer Bauer in einem Dorfe des Böhmenlands, umweit der Stadt Eger, sollte seinem Gutsherrn zwanzig Gulden bezahlen, oder seine Hütte verlassen und in das Gefängniß geworfen werden. Der alte Mann wußte das schuldige Geld nirgends aufzutreiben, und Angst und Verzweiflung erfüllten seine trostlose Seele. In bitterm Schmerz stand neben ihm sein Sohn, der, Soldat seit zwanzig Jahren, gestern auf Urlaub gekommen war, um den alten, lieben Vater wieder einmal, zum letztenmale vielleicht, zu sehen. Ach, der Kriegsmann hatte nichts mit nach Hause gebracht, als ruhmvolle Narben, die er im Dienste des östereichischen Kaisers auf manchem blutigen Schlachtfeld errungen.

In der edlen Seele des treuen Sohnes blitzte daplöglich ein seltsamer Entschluß auf. Er wußte, daß Jeder, der einen Ausreißer oder Deserteur auffinden und einbringen konnte, vierundzwanzig Gulden Belohnung erhielt. „Vater, noch kann ich Euch retten!“ sprach er; „in dieser Nacht will einer meiner Kameraden desertiren, und um zwölf Uhr wird er in dem Nachbardorf eintreffen. Geht schnell hin, zeigt auf dem Amte die Sache an, dann erhaltet Ihr noch vier Gulden mehr als Ihr dem Gutsherrn schuldet und seid glücklich gerettet. Bedenkt Euch nicht lange!“

Unwillig und empört wies der Vater zuerst diese schändliche Zumuthung zurück; er wollte lieber in den Kerker wandern. Doch, von des Sohnes dringenden Bitten überwältigt, gab er endlich nach, und ging hin und machte die verrätherische Anzeige.

Um Mitternacht wurde der Deserteur im benachbarten Dorfe wirklich eingefangen, aber wer war es? Der edelmüthige Sohn selbst!

Ruhig, im Bewußtsein den alten Vater gerettet zu haben, überstand er die furchtbare, schreckliche Strafe des Spießruthenlaufens, und zog getrost und gelassen durch die verhängnißvollen, geöffneten Reihen der Soldaten. „Gott sei's gedankt!“ stöhnte der edelmüthig sich aufopfernde Sohn, thranend, unter den gräßlichsten Schmerzen, als er fast besinnungslos, über und über mit Blut bedeckt, zusammengesunken war, „Gott sei's gedankt, mein alter, armer Vater ist jetzt gerettet!“

Diese rathselhaften Worte wurden vernommen und erregten Staunen und Aufmerksamkeit bei

den Vorgefetzten. Eine Untersuchung über die unbegreifliche That des sonst immer so musterhaften Soldaten ward eingeleitet und die ganze, herzergreifende Wahrheit entdeckt. Kaiser Joseph, dem die Kunde dieser kindlichen Aufopferung zu Ohren kam, berief den edeln, treuen Sohn vor sich, lobte ihn ob seiner schönen That, ernannte ihn zum Unteroffizier und sicherte die noch übrigen Tage des alten Vaters vor Mangel und Noth.

Die päpstlichen Kleider.

Es war im Frühjahr 1810. In einem der entlegensten Zimmer eines Gasthofs der italienischen Stadt Savona, am Mittelländischen Meere gelegen, saß das geistliche Oberhaupt, der geistliche Vater der katholischen Christenheit, betrübt und sorgenvoll in einem Lehnstuhle. Vor dem Zimmer gingen zwei französische Schildwachen auf und nieder. In der Haltung des hohen Gefangenen war ein tiefgefühlter Seelenschmerz deutlich zu erkennen, und aus seinen Augen brachen bittere Thränen hervor und rannen über die abgehärteten Wangen. Es war dies Papst Pius VII, der Gefangene des mächtigen, weltgebietenden Frankreichs.

Das hoffnungsgrüne, fröhliche Osterfest nähete heran, und an diesem feierlichen Tage hätte der in trauriger Haft lebende Papst so gerne Savonas Einwohner öffentlich im Gotteshaus erfreuen und erbauen mögen, wozu schon, von Seiten seiner Hüter, die Erlaubniß ihm zu Theil geworden. Die nöthigen Vorkehrungen wurden sofort getroffen zur würdigen Feier des Ostersonntags.

Aber ein bedenklicher Umstand betrübte sehr das Herz des guten Oberhirten; sein Kleidervorath war in nichts weniger als glänzendem Zustande, und die langen und beschwerlichen Reifen, die man ihn als Gefangenen hatte zu machen gezwungen, von einem Ort zum andern, hatten nachtheilig auf die Kleider eingewirkt.

Seiner hohen Würde gemäß, im ganzen Schmucke seines Amtes, wollte Pius VII den Blicken der versammelten Glaubigen sich zeigen, und er ließ daher einen Schneider zu sich berufen.

„Lieber Meister,“ sprach er zu dem voll Ehrerbietung vor ihm stehenden Manne, „gerne hätte ich die treuen und frommen Bewohner Savonas am Ostertag erfreut und erbaut, aber meine Kleider und Gewänder haben ein gar betrübendes Aussehen. Nehmt sie daher mit nach Hause und versucht eure Kunst daran. Für diesen Lie-

bedienst aber kann ich Euch bloß mit meinem Gebete lohnen, denn Ihr wißt, ich bin ein Gefangener, und keines der verweslichen Güter dieser Erde steht mir mehr zu Gebote. Der liebe Gott wird euch eure Mühe vergelten!“

Diese Worte des einst so mächtigen Oberhauptes der Kirche riefen bei dem gutmüthigen Schneider zahlreiche Thränen des Mitleids hervor, und er sprach seinen Schmerz aus in glühenden, theilnehmenden Worten.

Froh und beglückt ob des erhaltenen Auftrags, nahm er die anvertrauten päpstlichen Kleider mit nach Hause. Geheimnißvoll, die größte Verschwiegenheit anrathend, zeigte der glückliche Schneider seinen Gesellen die Kleider des Heiligen Vaters, und erzählte ihnen in seiner frohaufgeregten Stimmung den Verlauf der ganzen Unterhaltung die er mit dem unglücklichen, hohen Gefangenen gepflogen, und an die er gedenken werde, so lange er lebe. „Nun aber“, schloß der Schneider seinen Bericht, „wollen wir fleißig an der Wiederherstellung der kostbaren Gewänder arbeiten, damit sie fertig werden zu rechter Zeit!“

Trotz des Verbots, strenge Verschwiegenheit zu beobachten, war es den Schneidergesellen unmöglich reinen Mund zu halten, denn die Ehre die ihrem Meister, und somit auch ihnen, zugefallen, war allzu groß, um die Neuigkeit für sich allein zu behalten. Eine solche Forderung wäre allzuschwierig gewesen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde durch die Stadt, die Kleider und Gewänder des Heiligen Vaters befinden sich gegenwärtig in der Werkstätte des bevorzugten Schneiders, und es wahrte nicht lange, so strömten die Neugierigen zahlreich seinem Hause zu, mit der Bitte, den päpstlichen Anzug beschauen zu dürfen.

Der Schneider, welcher sich durch diesen endlosen Andrang sehr geschmeichelt fühlte, konnte den frommen Bitten unmöglich widerstehen, und breitete die Kleider aus vor den Blicken seiner vielen Besucher jeglichen Alters und Standes.

Allerlei Bemerkungen und Wünsche wurden laut. Bald hieß es: „Ach, wie glücklich wäre ich, wenn ich ein kleines Stücklein davon kaufen könnte!“ Bald wieder: „Für ein Stückchen dieser Kleider würde ich von Herzen gern so viel bezahlen als man nur fordern wollte!“

Solche Worte und Wünsche versetzten den Schneider in tiefes Sinnen und Nachdenken, zugleich aber ward es ihm so seltsam und ängstlich zu Muthe, als stände er im Begriff ein Verbrechen zu begehen. Nachdem er eine Zeitlang still

und reiflich Alles überlegt und erwogen hatte, faßte er einen Entschluß, und sprach endlich bei sich selbst: „Nun, ich will's einmal versuchen; mein Vorhaben ist gut und christlich; es mag jetzt gehen wie es wolle, so kann ich mir keine Sünde vorwerfen. Der liebe Gott wird's gewiß zum Besten wenden!“

Und der Mann machte sich flugs an das Zerschneiden der sämtlichen Kleidungsstücke des Papstes, die bald in tausend kleineren und größeren Theilen vor ihm auf dem Werkische lagen.

Als nun die Besucher merkten was der umsichtige Schneider im Schilde führte, da drängten sie sich heran gleich den wogenden Fluthen des Meeres; Jeder wollte der Erste sein, und alle streckten die Hand aus um so schnell wie möglich in den Besitz von einem Stücke der Kleider des gefangenen Papstes zu gelangen.

Die blanken Thaler regneten bald auf des Schneiders Werkisch, zur Bezahlung jeglichen Stückes das von ihm verkauft wurde.

Und als das letzte Stücklein rumpf und stumpf weggegeben war, da zählte der kluge Mann das viele Geld, und sein Herz drohte schier zu verspringen vor lauter Lust und Freude, denn er sah daß auch seine kühnsten Hoffnungen bei Weitem überflügelt worden.

Beglückt und jubelnd zertheilte sich die Menge der eifrigen Käufer, und der Schneider hatte nichts Eiligeres zu thun, als raschen und beflügelt Schrittes die verschiedenen Kramläden der Stadt zu durchwandern, die schönsten und kostbarsten Stoffe sich zu verschaffen um klingende Münze. Der theuern, werthen Last fast unterliegend, zieht er vergnügt und triumphirend ob seines einträglichen Gedankens nach Hause zurück, und ein nagelneues päpstliches Gewand formte sich schnell unter den kundigen Schnitten der Scheere.

Nadel und Faden arbeiteten ohne Ruhe und Rast, und bereits am dritten Tage hatte der glückliche Schneider die Freude dem ehrwürdigen Oberhirten den schönsten Anzug abzuliefern, den man nur sehen wollte.

Mit strahlendem Blick tritt er hin vor den Heiligen Vater, das kostbare Gewand in seiner Rechten und das überzählige Geld in seiner Linken haltend.

Offen und freimüthig erzählte der Schneider den ganzen Hergang der Sache, und bat demüthigst um Verzeihung, daß er so, auf eigene Rechnung hin, dem Willen des Papstes zuwidergehandelt.

Aber liebebreich und freundlich lächelte Pius VII,

und sprach: „Meister, empfanget meines Herzens innigsten Dank für Eure edle Handlungsweise! Euch zu Ehren will ich dieses Kleid immerfort tragen, und nur im Grabe soll es mich verlassen. Was das übriggebliebene Geld betrifft, das sei gänzlich Euch zu beliebiger Verfügung gestellt; schaltet und waltet damit nach Gutdünken. Herzlich freuen würde es mich, wenn Ihr's zur Bekleidung eines oder des andern Eurer ärmeren Mitbürger verwenden wolltet, dafür Euch gewisslich des Himmels Segen nicht ausbliebe!“

Und ehrerbietig verneigte sich der hocheufreute Schneider zum Abschied, mit den aus tiefstem Herzensgrund fließenden Worten: „Also geschehe es! Der Wunsch Eurer Heiligkeit soll pünktlich und gewissenhaft erfüllt werden. Gott sei's gedankt, der meinem anfangs so gewagten Vorhaben einen glücklichen Ausgang verliehen!“

Der Schiffbruch bei Dunbar.

(Mit einer Abbildung.)

Im Gebiete der schottischen Grafschaft Haddington, bespült von den brandenden Wogen der Nordsee, liegt die kleine Hafensstadt Dunbar, deren Einwohner, ungefähr sechstausend an der Zahl, meistens vom Fischfang und von der Schifffahrt leben. Die Einfahrt in den Hafen, zahlreicher Felsen wegen, ist sehr schwierig und oft lebensgefährlich.

Es war ein schöner Sonntagmorgen im Herbst des Jahres 1755. Rosenfarbige Wolken zogen am blauen Himmel hin; die Sonne leuchtete mit einem Glanze, als wäre sie der Größe und Güte ihres Schöpfers sich bewußt, und ihre Strahlen wurden von dem großartigen Meerbusen zurückgeworfen, auf dessen Wellen die bewimpelten Handelsschiffe langsam dahingleiteten. Mehrere hundert Boote lagen an der Küste von Dunbar vor Anker, denn die Zeit des Haringfangs hatte sie von Nord und Süd herbeigeführt.

Eben hatten die Fischer Nachricht erhalten, daß große Massen Haringe an der Küste sich zeigten, und setzten nun, trotz des von den Bewohnern Englands und Schottlands sonst so heilig gehaltenen Sonntags, ihre Boote in Stand, um auf den Fang auszufahren. Als Andrew Simpson, Dunbars damaliger Pfarrer, ein Mann von apostolischer Frömmigkeit und kühner Freimüthigkeit, zur Kirche sich begab, um seiner Gemeinde das Evangelium zu

verkündigen, sah er in der Ferne die unsontäglichen Vorbereitungen der Fischer, und ging ungesäumt hinab an's Ufer, um mit einigen kräftigen Worten, aus treuem, liebendem Herzen kommend, ihr Gewissen aufzuschrecken und ihnen die Ruchlosigkeit ihres Thuns vorzuhalten. Allein sie waren gänzlich verstockt und dachten nur an den großen Gewinn der ihrer harrete; sie spotteten über die Worte des würdigen Seelsorgers und schlugen seine dringenden Mahnungen gottlos in den Wind. Doch der greise Pfarrer ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern ging rathend, bittend, mahnend von einem Boot zum anderen.

„Wahrlich, wahrlich!“ rief er voll frommen Ernstes, „der Herr des Sabbath's wird die Entweihung seines heiligen Tages nicht ungestraft lassen!“ Aber Mahnen und Bitten, Alles blieb fruchtlos.

Endlich kam er zu einem Boot, das zu seiner eigenen Gemeinde gehörte, und fand dort die Fischersfrau Agnes Crawford, welche mit ihren drei Kindern den Gatten inständig bat, um eines zeitlichen Vortheils willen doch den Sonntag nicht zu entweihen. Aber er achtete nicht auf der treuen Gattin und Mutter dringende Bitten, sondern belachte ihre Furcht und reichte ihr und den Kindern die Hand zum Abschied.

Tief bewegt näherte sich der Pfarrer.

„John Crawford,“ sagte er zu dem Fischer, „Ihr lachtet über die Worte eines schwachen Weibes, aber sehet zu, daß sie Euch nicht einst ein verzehrendes Feuer werden. Ist der Herr des Sabbath's nicht auch Herr und Meister über Meer und Land? Reizet nicht den Zorn Dessen, für Den der mächtige Ocean nur ein Wassertropfen ist! Wollt Ihr Euern Ruhm in der Uebertretung seiner Gebote, und Eure Freude in der Entweihung des Tages suchen, der seiner Ehre geheiligt ist? Achtet auf meine Worte, sie kommen aus liebendem Herzen! Gewährt Eurer Gattin und Euern Kindern ihre Bitten, und macht Euch nicht schuldig einer solchen Sünde!“

Hatte der Fischer nicht auf die Vorstellungen und die Bitten seiner Frau und Kinder geachtet, die er herzlich liebte, so schenkte er denen des Pfarrers noch weit weniger Gehör. Lachend sprang er in das Boot, ergriff die Ruder und stieß mit seinen Kameraden vom Lande.

Bald waren alle Boote rasch aus dem Gesichte verschwunden, und Pastor Simpson kehrte tief betrübt vom Ufer zurück und schritt der Kirche zu. Agnes Crawford folgte ihm traurig mit den Kindern. Das Gebot: „Du sollst den

Sabbath heiligen!“ war der Text seiner Predigt. Aus vollem Herzen flossen seine Worte, nachdrücklich, kräftig und begeistert. Agnes schluchzte laut; die Kleinen schlossen sich fest und weinend der weinenden Mutter an.

Noch bevor der Gottesdienst zu Ende war, begann plötzlich der Himmel sich zu verdunkeln und es wurde ganz finster in der Kirche. Ein gewaltiger Sturm erhob sich und wuchs mit jedem Augenblick. Schrecken und düstere Ahnungen erfüllten Prediger und Zuhörer. Des Sturmes furchtbares Heulen und Loben überlörte den Kirchengesang, und nur des Himmels Stimme war hörbar für die Gemeinde. Das Gotteshaus erbebt in seinen Grundfesten, aber Niemand dachte daran, zu fliehen; Niemand rührte sich von der Stelle; Alle saßen da wie Bildsäulen! Der Kirchturm wankte, die Glocken, von unsichtbarer Hand berührt, fingen von selbst an zu läuten, und bald darauf stürzte der Thurm mit fürchterlichem Krachen zusammen. Vor kurzen Augenblicken noch hatte er, von den freundlichen Strahlen der Morgensonne beleuchtet, stolz emporgeragt. Wild brauste und tobte der Sturm einher und vor seiner Macht beugten sich die ältesten Bäume und mancher stürzte entwurzelt nieder. Blitz auf Blitz durchzuckte und erhellte die Dunkelheit. Einem Eisregen gleich raffelte der Hagel auf die Erde herab. Zuletzt folgte ein furchtbarer Donnerschlag, und es war, als ob der Allmächtige dem Sturme zu schweigen geböte, denn plötzlich begann er sich zu legen.

Vollkommene, aber bange Stille trat nun ein, und man hörte von ferne das dumpfe Brausen des empörten Meeres, dessen Wogenschaum zu den Wolken empor zischte. In der Kirche saß die Versammlung noch immer sprachlos und erschrocken da; Alle schienen darauf zu warten, daß ihr Seelsorger den Zauber und die Macht der wüthenden Elemente beschwöre. Nun stand Andrew Simpson auf, um Gott für die Rettung seiner Gemeinde zu danken, und eben entströmten dem Herzen und Munde die Worte: „Strafe uns nicht, Herr, in Deinem Zorn und züchtige uns nicht in deiner Gerechtigkeit!“ als man von draußen lautes Schreien und Wehklagen hörte, das seine Stimme weit überäubte. Alles drängte sich nach den Thüren und stürzte wirr aus der Kirche. Des Geistlichen Bitten und Ermahnungen, mit Ruhe sich zu entfernen, wurden weder gehört noch befolgt. Man eilte nach dem Meeresstrande, und auch Agnes Crawford ließ von der Menge sich mit fortreißen.

Trümmer und Planken und Ruder von beinahe zweihundert Booten trieben zwischen den Felsen und Klippen des Ufers umher, bereits mit ausgeworfenen Leichnamen bedeckt. Frauen und Kinder liefen jammernd und wehklagend hin und her, und suchten nach Gatten, Vätern und Söhnen und Brüdern. Und wurde der leblose Körper des einen oder des andern lieben Verwandten gefunden, so hörte man doppelt so lautes Jammern und Klagen. Die mächtigen Wellen trieben noch manche Leiche, noch manchen Sterbenden und mit dem Tode Ringenden umher, aber vergeblich war jeder Ruf nach Hülfe, vergeblich jeder Versuch, die Unglücklichen zu retten.

Es war wirklich ein furchtbarer Sonntag, ein Trauer- und zugleich ein Strafstag. In weniger als einer Stunde, und noch ganz nahe an der Küste, hatte das gierige Meer hundert und neunzig Fischerboote mit ihrer Mannschaft verzehlet, und theils in Dunbar, theils in der Umgegend beweinten zweihundert und achtzig Wittwen den Verlust ihrer Gatten.

Hunderte waren damit beschäftigt, die Leichen an's Land zu ziehen, wenn sie von den Wellen gegen das Ufer geworfen wurden. Nach Verlauf einer traurigen Stunde hörte man plötzlich den Ruf: „Seht, seht! da ist noch Einer am Leben, der die Küste zu erreichen sucht!“

Und dem war auch also. Seht ihr dort den Mann, der mit übermenschlichen Kräften sich aus der Brandung herauszukämpfen sucht? Er schnappt nach Luft und das Erlicken ist ihm nahe. In der Verzweiflung des Todeskampfes sucht er ein Felsenriff zu erreichen, das ziemlich weit in's Meer hinausragt. Schon ist er daran, schon glaubt er den Rettungsort zu erfassen; aber statt seiner greift er nach einer trügerischen Welle, die seiner letzten Hoffnung spottet. Jetzt schleudert ihn eine andere Woge mit aller Gewalt gegen das Felsenriff, und reißt ihn wieder unbarmherzig zurück. Das Brausen der Brandung übertäubt sein Hülfeschrei, aber dennoch wiederholt er den Versuch, und siehe, Gott sey's gedankt! jetzt glückt er ihm. Da hängt er nun, an der einen Seite des Felsenriffes sich festhaltend und auf Rettung harrend. Wer wird's wagen? Ein Marmeln läuft durch die am Ufer stehende Menge. Einer schaut den Andern fragend an. Der drüben am Felsen Angeklammerte wirft bald bittende, bald zornige, bald verachtende Blicke den unthätigen, muthlosen Gaffern zu. Seine Lippen bewegen sich, aber kein Laut dringt herüber. Vergebens ist seine

Anstrengung, nach Hülfe zu rufen. Die Kräfte schwinden; die Brandung tobt wirbelnd um die Klippe; er wird wieder von den Wellen emporgehoben und an die Küste hingedrängt.

„Das ist John Crawford!“ riefen einige der Zunächststehenden. Kaum war dieser Ruf erklingen, so hörte man einen gellenden Schmerzensschrei; Agnes Crawford drängte sich aus dem Haufen der Zuschauer hervor und stürzte sich mitten in die wogende Brandung. Ihr nach schwammen viele der beherztesten Männer, um das treue Weib vom drohenden Tode zu erretten, allein zu weit bereits war sie von der Brandung fortgetragen.

Von früher Jugend an hatte sich Agnes im Schwimmen geübt, und auf den Wogen des Meeres fühlte sie sich wie zu Hause. Bald indessen hatte man gänzlich ihre Spur verloren, und dumpfes Wehklagen durchzitterte die Menge. Doch, Muth gefaßt! dort erheben die Wellen wieder die sich aufopfernde Gattin; ihre starke Hand ergreift die Schulter des sinkenden Mannes! Ein lauter Freudenschrei ringsum erschallet. Der alte Vater des muthigen Weibes sinkt kniend nieder und ruft mit gen Himmel erhobenen Händen: „Barmherziger Gott! Du, der Du dem Sturme gebeuht, daß er sich lege, und zu den Wogen des Meeres sprichst: Bis hierher und nicht weiter, o beschütze Du mit gewaltiger Hand auch meine Tochter!“

Mit furchtbarer Gewalt brauste die Brandung; die Kräfte schienen Agnes zu verlassen, aber ein seliges, hoffnungsvolles Lächeln klärte ihre Züge auf und ihre Hand hielt noch immer die scheinbar leblose Bürde fest. Aber die Verzweiflung bemächtigte sich nun ihrer Verwandten und Freunde, denn sie verschwand für einige Augenblicke zwischen den brandenden Wogen! Doch, bald darauf lag sie bewußtlos am Ufer, den Arm fest um ihren Gatten schlingend, den sie dem Abgrund des Meeres entriß.

Beide wurden nach ihrer Wohnung zurückgetragen. Agnes kam bald wieder zur Besinnung; aber bei John zeigte sich keine Spur wiederkehrenden Lebens. Alle nur erdenklichen Mittel wurden angewandt; Agnes weinte mit den trostlosen Kindern; sie beugte sich über den leblosen Gatten; sie rieb ihm Brust und Schläfen.... endlich, endlich hörte sie seines Herzens leisen Schlag!

„Er lebt! Er athmet!“ ruft das treue Weib und sinkt, im Uebermaß der Freude, bewußtlos zu Boden.

Pastor Simpson blieb am Lager des Fischers



Der Schiffbruch bei Dumbat.

ruin. Die
 te vorüber
 den Wäldern
 eingebüret.
 rühen eine
 vor der Re
 gelassenen
 dringte sie
 hervor und
 Gondung, Ju
 schen Wälder
 den Tod zu
 ur sie von her
 hatte sich
 auf den Wä
 zu Hause. Die
 ihre Spur
 stürzte in
 erbeben die
 Gattin; ihr
 es fädelte
 ringen ein
 Weibes jah
 mel erhoben
 Du, der
 lege, und
 Wie hier
 mit ge
 stante die
 agnet zu
 alles Läden
 hielt und
 fest. Aber
 an ihrer
 schwand für
 andenden
 wüßte an
 en schling
 entriß.
 Bohman
 er zur De
 e Spur
 denklige
 rinte mit
 über der
 und Schli
 net Sp
 it das tre
 reude, den
 ager bei

und ordnete das Nöthige an, um den noch immer halb Bewußtlosen ganz zum Leben zu bringen. Nach vielen Mühen und Anstrengungen öffnete der gerettete Fischer die Augen, stierte verzweifelt umher und fiel dann in stärkenden Schlaf, obgleich er im Traume noch immer mit den Meereswogen kämpfte. Er betete und fluchte träumend in einem Athenzuge, und schalt die Umstehenden aus, als ob er sie noch, vom Felsenriff her, am Ufer sähe.

Endlich erwachte er nach Verlauf von einigen Stunden, erhob sich im Bette und schaute sich um. Agnes, welche mittlerweile sich wieder erholt hatte, sank an seine Brust.

„Agnes, meine arme, liebe Agnes!“ rief John und blickte traurig und freudig zugleich in des treuen Weibes thranende Augen. „Aber wo bin ich? wo sind unsere Kinder?“

„Hier, lieber Vater, hier sind wir alle drei!“ jubelten die Kleinen und streckten ihm die schwachen Arme entgegen.

Doch er stierte wieder finster und wild um sich her, und Alles was vorgefallen, kam ihm plötzlich wieder in Erinnerung. Thränen rollten über seine Wangen und er ward ruhiger. „Gott sei Lob und Dank!“ rief er mit einem vielsagenden Blick gen Himmel. „Aber,“ fuhr er fort, „sage mir, wie wurde ich gerettet? Wurde ich an den Strand geworfen? Mir schwebt ganz dunkel ein Bild vor, als ob mich ein Engel über die Wogen des Meeres gehoben, als ich unterzusinken begann. Allein mein Kopf ist verwirrt, und Alles scheint mir ein Traum; nur erinnere ich mich ganz deutlich des Ausbruchs des entsetzlichen Sturms und des Wehgeschreis, das von einem Boote zum anderen herüberklang, und daß hunderte meiner Gefährten in Einem Augenblick in den sich thürmenden Wellen versanken. Verzweifelt ertönte ringsum der Ruf: Gottes Strafgericht kommt über uns! Und es war wirklich ein Strafgericht! O liebes Weib, hätte ich doch auf Deine Worte geachtet, hätte ich doch den Bitten unserer Kinder nachgegeben und auf die Mahnung des frommen Pfarrers gehört! — Aber wie wurde ich denn so wunderbar gerettet?“

John's greiser Schwiegervater nahm das Wort. „Mit großer Freude höre ich,“ sprach er ernst und nachdrücklich, „daß die schreckliche Heimsuchung nicht ohne heilsame Frucht über dich gekommen. Gottes unergründliche Gnade ließ für dich ein Wunder geschehen, weil du Deine Sünde herzlich bereuest. Lange sahen wir Alle, wie verzweifelt Du gegen die tobenden

Wogen angekämpft; wir erkannten Dich aber nicht. In jenem Augenblicke hätte keine menschliche Macht Dir Beistand leisten können. Als Du aber von den Wellen vom Felsenriff wieder losgerissen und gegen das Ufer geworfen wurdest, da erkannten wir Deine Züge, und da... o John!“

Von seinen Gefühlen überwältigt, schluchzte der alte Mann laut, und bat den theilnehmenden Pfarrer: „Erzählt ihm das Uebrige, denn ich bin's nicht im Stande!“

Simpson willfahrte dieser Bitte. „John Crawford,“ begann er, „hört auf meine Worte! Allen Grund habt Ihr heute wirklich zu Kummer und Freude und Dankbarkeit gegen Gott. Diesen Morgen verspottetet Ihr meinen Rath in gottloser Verblendung und hörtet nicht auf meine dringenden Ermahnungen, die meine Pflicht als Diener des Herrn mir gebot an Euch zu richten; meine eigenen Worte waren es nicht; Gott bediente sich meiner als demüthiges Werkzeug. Die Strafe folgte dem sündigen Treiben auf dem Fuße nach; Ihr habt geerntet, wie Ihr gesät. Doch durch Gottes Gnade ward Euch noch unverhoffte Rettung zu Theil. Kaum hatte man Euch erkannt und Euern Namen gerufen, da stürzte eine Frau muthig aus der Menge hervor und verschwand in der brausenden Fluth. Pfeilschnell wurde sie fortgerissen; Niemand konnte ihr zu Hülfe kommen; aber der Allmächtige, der Euer Leben beschützte, während Hunderte rings umher den Tod fanden, hielt und schirmte auch die edle, muthvolle Frau! Nach langem Kämpfen mit den zischenden Wogen hatte sie Euch endlich erreicht und erfaßt, und Arm in Arm mit Eurer treuen Gattin gelangtet Ihr an's rettende Ufer!“

„O gnadenreicher Vater im Himmel!“ rief John dankbar sein Weib an das Herz drückend; „also Du warst es, liebe Agnes!“ Und er weinte laut, und Weib und Kinder weinten mit ihm Thränen des Dankes und der Freude.

— Einen traurigen Gegensatz zu der dankbaren Freude in der Familie des geretteten Fischers bildeten die vom Meeresufer herübertönenden Wehklagen, woselbst die vielen Todten neben einander gelegt wurden. Am nächsten Tage strömten Wittwen und Waisen, alte Väter und Mütter, Verwandte und Freunde von allen Seiten herbei, um die Thren heimzuholen, und wenn sie sie nicht fanden, suchten sie jammernd die ganze, felsige Küste entlang, wo das Meer noch immer zahlreiche Leichname auswarf.

Hier schließt der Bote die einfache, wahre Ge-

sichte vom großen Schiffbruch bei Dunbar, an einem Herbstsonntage des Jahres 1755, und überläßt es getrost seinen lieben Lesern die darin enthaltene Lehre zu beherzigen.

Der sonderbare Fischfang.

Mit einem der Dampfschiffe, die den Dienst zwischen Mainz und Cöln versehen, fuhr einmal ein Engländer, der auf seiner väterländischen Insel sich gelangweilt hatte, den schönen, großartigen Rhein hinunter. Trotz des erfreuenden Anblicks der herrlichen Ufergegend, die weit und breit ihres Gleichen sucht, befahl den Engländer auch hier wieder seine unvertreibliche Langerweile, und schon von Bingen an, fand er die Zeit unausstehlich lang. Um sich zu zerstreuen, nahm er seine Zuflucht zum Fischfang, obgleich ein mit Dampf schnell dahin brausendes Schiff nicht wohl gestattet, die Angelruthe in die Hand zu nehmen und mit Nutzen zu fischen. Solche Gedanken störten den sich langweilenden Engländer nicht, und er setzte sich gravitatisch in die Nähe des Steuermanns, machte sein Fischgeräthe zurecht, hing den Köder an, und warf die Angelschnur in's brausende und schäumende Wasser.

Des Dritten sonderbares Treiben erweckte allgemeine Heiterkeit unter der Reisegesellschaft, und ein durchtriebener Spassvogel kam auf den Gedanken, ihm einen tüchtigen Streich zu spielen. Still und unbemerkt geht der Schelm, nachdem er vorher mit einem Kameraden Abrede genommen, zuerst in die Küche, dann in die hintere Kajüte und öffnet das Fenster, vor welchem des Engländers Angelschnur herabhängt. Er zieht diese an sich und steckt an die spitze Angel einen großen, geräucherten Haring, den ihm der Schiffsföch gegeben, worauf er die fischgespichte Schnur wieder in's Wasser auswirft.

Des Spassvogels Kamerad hatte mittlerweile mit dem fischenden Engländer ein Gespräch angeknüpft, so gut sich's eben thun ließ, um seine Aufmerksamkeit von der Angel abzulenken. Und als der geduldige, unermüdete Fischer jetzt die Angelruthe wieder aufwärts hob, fühlte er, daß sich Etwas angehängt oder angebissen haben müsse, und zog aus Leibeskräften den unersphofften Fang heraus aus der zischenden Fluth auf's Dampfschiff heraus. Allgemeines Gelächter ertönte ringsum beim Anblick des geräucherten Haring's, und ein Goddam! um das andere entfuhr dem vor Zorn und Aerger und Scham

erglühenden Engländer, der wohl klüger daran gethan hätte, in den tollen Lachjubil mit einzustimmen. Aergerlich packte er sein Fischzeug wieder zusammen, und alle Lust war ihm nun vollends vergangen.

Der Ziegenlieb.

Einem Bauer des vielbesuchten Berner Kantons wurde seine schönste Ziege bei nächtlicher Weile gestohlen. Dieser Diebstahl machte natürlich dem Manne großen Kummer, besonders da er vermuthete, der schlaue Dieb sei einer seiner Nachbarn, und mit diesem hätte er sich nicht gerne vor Gericht zu schaffen gemacht und dadurch auf immer die gute Nachbarschaft zerstört. Der Mann zog daher vor, zuerst zum Pfarrer des Dorfes zu gehen, der gar klug und witzig war, ihm seine Noth zu klagen und seinen guten Rath zu verlangen, was er anfangen solle, um die gestohlene Ziege wieder zu bekommen.

Der wackere Pfarrer sprach dem betrübten Bauer Muth und Hoffnung zu, und vertröstete ihn auf den nächsten Sonntag, wo er dann schon erfahren werde wie's mit der Geiß und dem Diebe stehe. Letzterer, meinte der Pastor, werde sich selbst anklagen, wenn der Plan gelinge, den er im Sinn habe. Getröstet und hoffend ging der Bauer wieder heim und behielt die Sache still für sich.

Als der kluge Pfarrherr am kommenden Sonntag die Kanzel bestiegen hatte, hielt er ganz ruhig, wie gewöhnlich, seine Predigt. Am Schlusse derselben, da die ganze Gemeinde zum Gebet sich erhoben, winkte der Redner mit der Hand und bat seine Zuhörer sich Alle sämmtlich nochmals niederzusetzen, was auch alsogleich geschah. Des Pfarrers ausnahmeweise Bitte hatte Staunen und Spannung erregt.

Der Pfarrherr richtete seinen Blick ringsum auf die Versammlung. Alles saß, Groß und Klein, Alt und Jung, und dennoch rief er mit lauter Stimme: „Nun, meine Freunde, warum setzt Ihr Euch denn nicht Alle, wie ich Euch gebeten habe?“ Einer der Kirchenältesten sagte: „Bitte um Vergebung, Herr Pfarrer, es sitzt Jedermann.“

„Nicht doch,“ tönte es von der Kanzel herab, „denn derjenige, welcher dem Spitalweier seine schönste Geiß gestohlen hat, sitzt noch nicht!“

„Doch, Herr Pfarrer, ich sitze schon!“ rief überrascht und ganz unbedacht eben der Bauer,

den der Spital-Meier als Dieb im Verdacht hatte, und die Sache nahm, auch ohne Richterspruch, ein gutes und glückliches Ende.

Mit größerer Liebe und Hochachtung noch als früher, erfreute, von diesem wichtigen Sonntag an, die ganze Gemeinde den klugen und wackeren und treuen Seelsorger.

Das Loch in der Mauer.

In einer Stadt Deutschlands lebte, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, ein armer, aber dabei recht treuer und fleißiger Maurergefelle, der sich's ungemein sauer werden ließ, und seinen Verdienst mit der größten Sparsamkeit zu Rathe hielt, ohne deswegen jedoch viel erübrigen zu können für die Lage der Krankheit und des Arbeitsmangels, denn sechs lebendige Kinder und eine plötzlich kränkelnde Frau gestatteten ihm nicht, von dem kärglichen Taglohn viel auf die Seite zu legen. Allein der wackre Bernhard murrte nicht ob seines traurigen Schicksals, sondern er wurde niemals laß und muthlos, und bewahrte gar festes Vertrauen zu Gott, der gnädig aushilft in jeglicher Noth.

Eines Abends ging der Maurer von seiner Arbeit müde nach Hause, und sein Weg führte ihn durch ein enge, ziemlich einsames Gäßchen. Er hatte einen Theil des Handwerkszeugs mitgenommen, weil er seinem Hausherrn versprochen, nach dem Feierabend einige Ausbesserungen zu machen. In dem Gäßchen rief ihn eine alte Frau an, mit den Worten: „Kommt doch einmal mit mir auf mein Stübchen, guter Freund; ich sehe, daß Ihr ein Maurer seid, und ich hätte für Euch eine kleine Arbeit, die Ihr nicht umsonst stellt gemacht haben.“

Bernhard nahm den Vorschlag an, und stieg mit der Alten bis hinauf in den vierten Stock, woselbst sie ein ärmlich aussehendes Dachstübchen bewohnte. Da verlangte sie nun, daß er ihr ein Loch in die Mauer breche, in welches sie, ihrem Vorgeben nach, ein Schränkchen einpassen wollte. Ohne lange nachzugrübeln oder Bemerkungen zu machen, führte der Maurer die kleine Arbeit aus, erhielt seinen Lohn dafür, ging heim, und die ganze Sache kam ihm bald aus dem Gedächtniß.

Anderthalb Jahre waren vergangen seit jenem Abende, und die Lage der armen Maurerfamilie hatte sich eher verschlimmert als verbessert, denn Bernhard's Frau kränkelte noch immer, und gar Manches mußte Noth leiden in der Haushaltung.

Da führte von ungefähr sein Weg ihn eines Tags wieder durch das enge Seitengäßchen; an einem Hause hing ein Zettel, auf dem geschrieben stand, daß im vierten Stockwerk eine kleine Wohnung zu vermieten sei. Bernhard erkannte das nämliche Haus, in welchem er der alten Frau das Loch in die Mauer ihres Stübchens gebrochen, und weil ihm diese hoch gelegene, kleine Wohnung ziemlich zugesagt hatte, für die man vermuthlich einen geringeren Miethzins begehren wird, als den er gegenwärtig zu bezahlen hat, so trat er ein in das Haus und ließ sich die Wohnung zeigen. Das Stübchen war wirklich dasselbe, in welchem er einst einige Groschen über seinen Taglohn verdient; allein er sah keinen Schrank in der Wand, sondern das von ihm gemachte Loch war wieder zugemauert und überweißt worden. Bernhard ließ seine Gedanken nicht laut werden, denn er hätte ja doch nichts Bestimmtes sagen können, besonders da man ihm erzählte, die arme alte Frau, die seit langen Jahren diese Wohnung inne gehabt, sei vor einigen Tagen gestorben, und ihr Bett habe müssen verkauft werden, um sie begraben zu können.

Wegen der Miethe wurde Bernhard mit dem Eigenthümer des Hauses einig, und nach Ablauf des Vierteljahrs bezog er mit seiner Familie die kleine, neue Wohnung.

Ueber den Fleck an der Wand hatte er manchmal so seine eigenen Gedanken. Hat wohl die alte Frau, die in so großer Armuth gestorben, etwas in dem von mir gemachten Loch verborgen? fragte sich Bernhard eines Abends, als er der Ruhe pflog nach der langen Tagesarbeit; wer weiß was an der Sache ist? die Menschen handeln manchmal gar wunderlich, und besonders die Geizigen. Kann die alte Frau nicht auch geizig gewesen sein, und keinem andern Menschen ihr Geld gegönnt haben? Ich breche das Loch auf, denn ich kann es ja leicht wieder zumauern!

Gedacht, gethan! der Maurer nahm seinen Brechhammer, schlug die Wand auf, und o Wunder! ein alter Topf stand darin, ganz angefüllt mit harten Thalern!

Das war eine freudige Ueberraschung für den armen Bernhard! Er sprang im Stübchen umher wie ein fröhliches Kind, versprach den Seinen nun lauter gute Lage, und Alle dankten Gott für den auf so wunderbare Weise bescherten Reichthum. Plötzlich aber wurde der Vater still und nachdenkend, setzte sich abseits und in seinem Innern stiegen allerlei Fragen und Gedanken auf: Aber gehört mir denn auch wohl das Geld mit allem Rechte zu? Hat vielleicht das

Weib nicht dürftige Erben hinterlassen, denen es eben so nothwendig ist wie mir und den Meinen? Und sollten auch keine Erben vorhanden sein, hat der Eigenthümer des Hauses nicht ein näheres Recht dazu, als ich, der Miether? Je nun, dachte Bernhard weiter, es weiß ja Niemand etwas davon; wir dürfen nur reinen Mund halten und den ganzen Handel verschweigen. — Verschweigen? ja, kann ich's denn auch vor Gott und meinem Gewissen verschweigen und verantworten? Nein, nimmermehr! Der Hauseigenthümer und die Obrigkeit müssen von meinem Fund in Kenntniß gesetzt werden. Hat mir der liebe Gott einen Theil des entdeckten Geldes zugedacht, so werde ich ihn dann doch erhalten, und genießen können mit gutem Gewissen!

Also siegte die Stimme des Gewissens und das zarte Gefühl der Redlichkeit in der Stunde der Versuchung. Bernhard theilte zuerst seinem Hausherrn das entdeckte Geheimniß mit. Das war ein schon bejahrter, rechtlicher Mann, der ein großes Vermögen besaß, in welches sich einflauter lachende Erben zu theilen hatten. Er freute sich herzlich der Gewissenhaftigkeit und der Ehrlichkeit des armen Maurergesellen, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte: „Braver Mann, Gottes Segen hat Euch unverhofft reich gemacht; was seine gütige Fügung Euch und den Euern schenkte, will ich nicht beanspruchen. Macht Morgen getrost Eure Anzeige bei der Obrigkeit, und Ihr werdet schon hören, wie Ihr Euch in der ganzen, wichtigen Sache zu verhalten habt.“

Nach einer fast schlaflosen Nacht, — denn auch allzugroße Freude kann den Schlummer stören, — begab sich Bernhard zum Stadtrichter und offenbarte ihm freimüthig die ganze Geschichte; indem er ihm zugleich den alten Topf, bis obenan gefüllt mit den blanken Thalern, einhändigte. Auch der Richter belobte ihn wegen seines redlichen Verfahrens, und gab ihm sogleich eine Handvoll zurück, mit dem Bemerkten, daß er solches vorläufig mit gutem Gewissen als sein Eigenthum ansehen dürfe. Sodann wurde durch die Zeitungen bekannt gemacht, daß die etwaigen, unbekanntem Erben der Verstorbenen sich binnen Jahresfrist wegen der Hinterlassenschaft bei der Stadtohrigkeit zu melden hätten.

Ein ganzes Jahr verstrich, aber Niemand machte den geringsten Anspruch auf das Erbe. Durch richterlichen Beschluß erhielt nun der ehrliche Maurergeselle vollends die ganze Geldsumme, vermittelt welcher sein Dasein eine ganz andere Gestalt gewann, besonders da es ihm jetzt möglich

geworden, seine kranke, leidende Frau in ein Heilbad zu befördern, aus dem sie, völlig genesen und gekräftigt, wieder heimkehrte, und der Erziehung der Kinder und der Führung des Haushalts mit neuem Muth sich widmen konnte.

Bernhard blieb, wie früher, ein genügsam-bescheidener und arbeitliebender Mann, und rühmte dankbar des lieben Gottes wunderbare Fügung, die sein Schicksal so glücklich und erfreulich gestaltet!

Das geheimnißvolle Kästchen.

(Mit einer Abbildung.)

An einem Sommernachmittage des Jahres 1784 fuhr der Knecht eines reichen Pächters aus der Umgegend von Paris aus Frankreichs Hauptstadt nach Hause zurück; er hatte Getreide abgeliefert, das sein Herr einem Pariser Fruchthändler verkauft. Außerhalb der Stadt, an der Landstraße, gewährte der Knecht einen ziemlich wohlgekleideten Mann, der ihn zu erwarten schien; denn als er ihm näher kam, bat er ihn, ein Kästchen an seinen Herrn, den Pächter Bertrand mitzunehmen, das er jedoch ganz langsam fahren müsse, weil gar zerbrechliche Waare sich darin befinde.

Der gute, dienstfertige Martin, so hieß der Knecht, nahm den Auftrag bereitwillig an, und bei seiner, durch das langsamere Fahren etwas verspäteten Ankunft im Pachtthof, übergab er seinem Herrn das anvertraute Kästchen, über dessen Empfang derselbe nicht wenig erstaunte, da er so etwas nicht im geringsten erwartet hatte.

Höchst begierig, den Inhalt des geheimnißvollen Kästchens kennen zu lernen, öffnete Pächter Bertrand die unerwartete Sendung alsobald, erschrad aber nicht wenig, in dem Kästchen ein friedlich schlafendes Kindlein zu finden. Das war eine sehr unangenehme Ueberraschung!

„Was! das fehlte mir noch,“ rief der reiche, aber eben so geizige Mann, und stampfte vor Aerger auf den Boden; „soll ich gar noch fremde, uneheliche Kinder ernähren? Das wäre mir ein sauberer Auftrag! Nichts da! Fehl geschossen!“

Und der arme, verblüffte Martin erhielt die harte Weisung, das Kästchen wieder hinzutragen, wo man's ihm eingehändigte, und wurde noch tüchtig abgerumpelt, dieser verwünschten Kommission wegen langsamer gefahren und später nach Hause gekommen zu sein.

„Ereifert und erzürnt Euch nur nicht so gewaltig, Meister,“ antwortete der Knecht ruhig

und gelassen; „wenn Ihr das arme, unschuldige Kind nicht aufnehmen wollt, so will ich seiner mich erbarmen. Verhungern und verkümmern soll's nicht; wer weiß, was noch aus dem Bürschchen werden kann. Mich und meine Grete wird seine Erhaltung nicht umbringen! Wo unsre vier Kinder essen, wird das fünfte auch noch ein Pläschen finden, ich hoffe es zu dem barmherzigen Gott, der auch den jungen Raben ihr Futter streuet!“

Und der mitleidige Knecht nahm das Kästchen getrost unter den Arm, und trug es in seine dürftige Wohnung.

„Da, liebe Grete,“ sagte er zu seiner erstaunten Frau, „bringe ich dir aus Paris ein fünftes Kind mit. Trage treulich Sorge für das arme Würmchen, und laß es keinen Mangel leiden.“

„Das will ich von Herzen gern thun,“ meinte die gleichgesinnte Margarethe; „wenn unser Verdienst nur auch zureicht!“ Und sie hob das unterdessen erwachte Knäblein, das freundlich aus seinem Kästchen herauslächelte, liebevoll und zärtlich empor, und legte es vorläufig in die Wiege ihres jüngsten Kindes, um ihm dann ein Abendsüppchen zu kochen.

„Sorge nur nicht,“ tröstete Martin; „der liebe Gott wird uns gewiß durchhelfen, und ich werde künftighin noch fleißiger und sparsamer sein. Der frohe Muth soll uns nicht fehlen.“

Er machte sich jetzt an das Ausräumen des Kästchens, in welchem kleines Bettzeug, mehrere saubere Kleidchen und eine Unterlage von weichem Heu sich befanden.

„Was ist das?“ rief Martin erstaunt, und zog ein zusammengelegtes Päckchen Papier aus dem zuunterst liegenden Heu hervor — „Das ist ja schwer wie Gold! Und höre nur, Grete, wie das Ding so hell klumpert! Was in aller Welt mag das sein!“

Neugierig wurde das Päckchen geöffnet, und fünfzig glänzende Louisd'ors lagen darin, nebst einem beschriebenen Zettel. Man denke sich das Erstaunen der armen Leute!

„Nun dürfen wir das Kind wohl nicht so geradezu behalten,“ sagte Martin nachdenklich, „das viele Geld macht uns einen Strich durch die Rechnung. Wer hätte aber auch an so etwas gedacht!“

Er mochte den beschriebenen Zettel noch so lang hin und her drehen als er wollte, so brachte er doch nichts heraus; weder er noch seine Frau konnten Geschriebenes lesen, und doch war es ihnen ganz klar, daß dieses Blatt Papier Aufschluß über das Geheimniß enthalte.

„Gehe gleich zum Herrn Pfarrer,“ rief Margarethe an, „der ist ja ein so guter und gefälliger Mann und wird dir wohl sagen was auf dem Zettel steht.“

Martin befolgte sogleich den Rath seiner klugen Frau, und konnte gar nicht von seinem Erstaunen zurückkommen, als ihm der Pfarrer folgende Worte vorlas: „Die Eltern dieses Knaben bitten den Pächter Bertrand inständig, für die Erziehung desselben alle mögliche Sorgfalt zu tragen; durch allerlei verwickelte Umstände gedrungen, dürfen sie sich zwar jetzt noch nicht als die Eltern des Kindes öffentlich bekennen; allein trotzdem wollen sie keine Kosten scheuen, damit ihrem Knäblein im geringsten nichts abgehe, und legen daher fünfzig Louisd'ors bei, mit dem treuen und heiligen Versprechen, daß alljährlich die neuliche Summe richtig überschickt werden solle, bis es ihnen vergönnt sein wird, ihr liebes Kind wieder zu sich zu nehmen. In des Pächter Bertrands Rechtschaffenheit setzen sie nicht das geringste Mißtrauen; und hoffen, daß er des ihm anvertrauten Auftrags als Ehrenmann sich würdig erzeigen werde.“

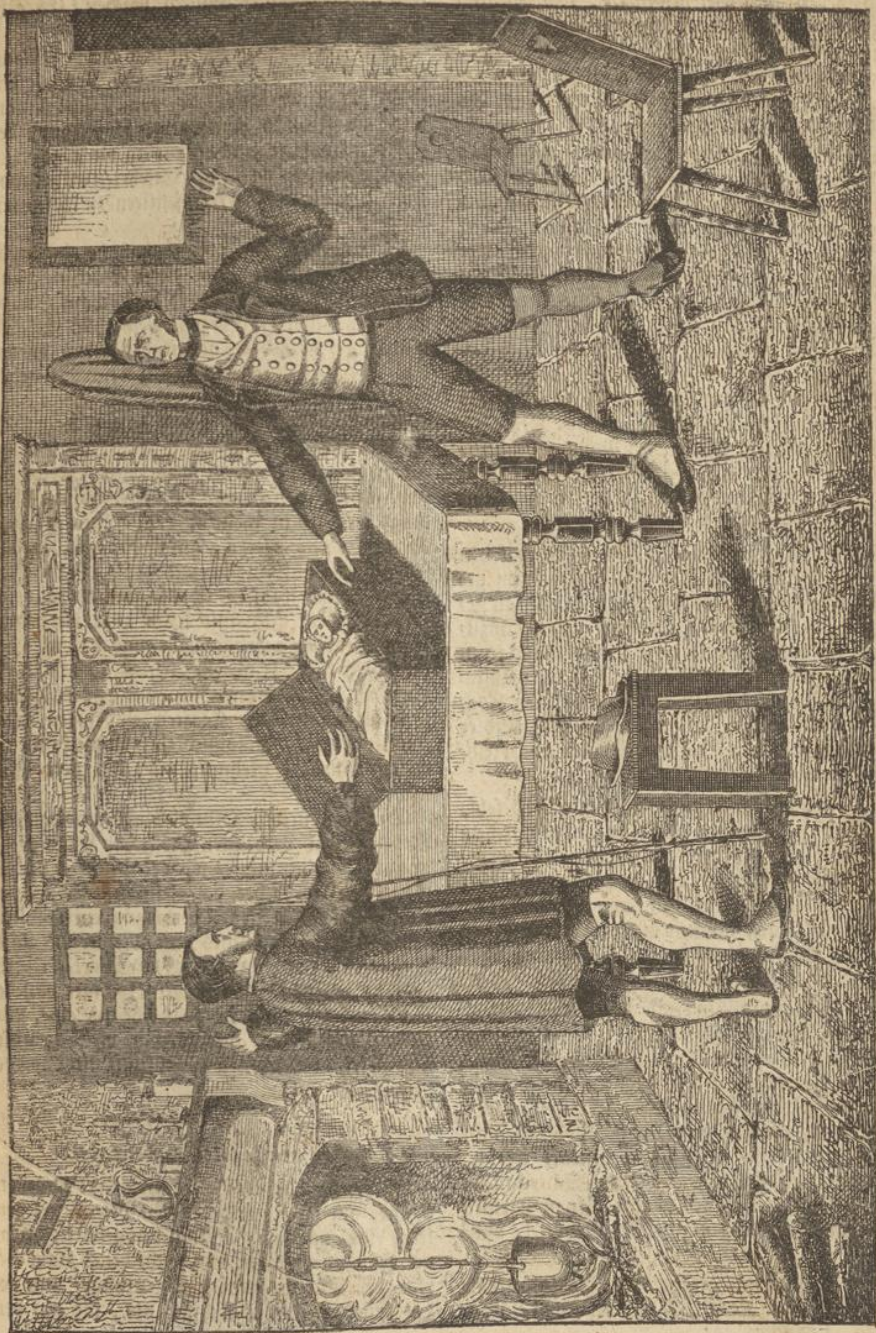
Dies war der Inhalt des Zettels.

Als diese unerwartete Wendung der räthselhaften Geschichte dem reichen Pächter zu Ohren kam, forderte er das Kind sammt dem Gelde von seinem Knechte Martin zurück. Dieser aber, auf Anleitung des Pfarrers, verweigerte die Zurückgabe rundweg, und die streitige Sache kam endlich vor den höchsten Gerichtshof in Paris, zu jener Zeit Parlament genannt, und von diesem wurde der Pächter Bertrand des Zutrauens für unwürdig erklärt, daß die Eltern des Kindes in ihn gesetzt hatten.

Die redlichen Martins ließen sich die Verpflegung und Erziehung des Knäbleins sehr angelegen sein, und während einiger Jahre kam ihnen richtig das versprochene Kostgeld zu, das ihre häuslichen Umstände bedeutend verbesserte. Endlich wurde der, mit so vieler Liebe und Sorgfalt erzogene Knabe, von seinen Eltern wieder zurückgefordert, und den treuen Pflegereltern noch ein beträchtlicher Ueberschuß zugesandt, allein die ganze Sache war und blieb immer ein unbedingliches Geheimniß, besonders in den Unruhen und Wirren der dazumal eben ausgebrochenen, ersten französischen Revolution.

Der pfiffige Koch.

Ein gelehrter Engländer, der Dechant Swist, war ein gar sonderbarer Kauz, der nicht nur we-



Das geheimnisvolle Kästchen.

gen seiner großen Gelehrsamkeit, sondern auch wegen seines Witzes und seiner meistens heiteren Laune viel von sich reden machte. Unter anderen schnurrischen Stücklein, wird auch folgendes von ihm erzählt. Wer dasselbe noch nicht kennt, den wird's sicherlich ergötzen:

Der Dechant besaß, in einem vornehmen englischen Herzog, einen ganz besondern Gönner und Freund, der ihm gerne Freude machte durch eines oder das andere Geschenk. Dieser Herzog wußte, daß der Dechant ein gewaltiger Liebhaber war von einem gewissen englischen Leckerbissen, Pudding genannt, einer Art Kloss, gebacken aus Brod, Mark, Meertrauben und anderen guten Sachen, den man seit mehreren Jahren auch hier zu Lande kennt und wohlschmeckend findet, trotz der drolligen Verdrehung des Wortes Plum pudding in Lumpeding. Des Herzogs Koch war ein Meister im Puddingbereiten, und erhielt daher oft den Auftrag von seinem Herrn, dem Dechanten einen zu backen und selbst in's Haus zu tragen.

Swift war, wie man solches manchmal den gelehrten Leuten nachredet, sehr zerstreut im gewöhnlichen Leben, und hatte noch nie daran gedacht, dem geschickten Koch ein Trinkgeld anzubieten für seine Arbeit und seinen Gang; um derlei Kleinigkeiten bekümmerte sich der hochstudirte Mann nicht im Geringsten. für den Koch aber wäre dieß die Hauptsache gewesen, und er nahm sich vor, den Dechanten seinen unverzeihlichen Vergeß fühlen zu lassen.

Als er daher wieder, auf seines Herrn Befehl, einen köstlich-duftenden Pudding backen und dem jedesmal das Trinkgeld vergessenden Gelehrten heimtragen mußte, stürmte er barsch und hart auftretend in das Studirzimmer und plumpste das Präsent ganz unsanft auf den mit Büchern bedeckten Tisch, mit den kurz aufgebundenen Worten: „Hier ist ein Pudding vom Herzog.“

Der Dechant saß, in ernste Gedanken vertieft, an seinem Schreibtisch, und die Grobheit des Kochs störte ihn höchst unangenehm auf. Allein er verlor keineswegs seinen ruhigen Gleichmuth, sondern erhob sich ganz gelassen und sagte: „Es scheint mir, guter Freund, daß Ihr auch nicht wegen allzugroßer Höflichkeit bestraft werdet. Setzt Euch einmal hier an meinen Schreibtisch; ich will Euch zeigen auf welche Art man einen herzoglichen Auftrag ausrichtet. Gebt fein Achtung!“

„Du kommst mir gerade recht, du Linsenspalter!“ dachte der Koch, „ich will dir schon einbro-

cken und die Sache deutlich machen. Es geht ganz nach Wunsch!“

Mit gravitätischer Miene setzt sich der Mann an das Schreibpult, während der Dechant den Pudding säuberlich anfaßt, vom Tische nimmt und zum Zimmer hinausgeht. Höflich und bescheiden klopft er bald darauf an die Thüre.

„Herein!“ ruft der einen Gelehrten vorstellende Koch, dem einen Koch repräsentirenden Gelehrten zu.

Sehr anständig tritt der Dechant herein, macht einen Kratzfuß und einen tiefen Bückling, und spricht: „Hochwürdiger Herr Dechant, mein gnädiger Herr, der Herzog, weiß, daß Sie den Pudding sehr lieben, und sendet Ihnen darum hier einen ganz köstlichen, mit dem Wunsche, daß er Ihnen trefflich schmecken möge.“

Der zum Gelehrten umgewandelte Koch steckt die Feder hinter's Ohr und sagt: „Das ist wahr der Herzog besitzt einen meisterhaften Koch, der seine Kunst versteht aus dem FF. Bessere Puddings hab ich in meinem Leben nicht gegessen. Sagt Euerm Herrn, guter Freund, meinen wärmsten Dank, und ich werde mir sein Geschenk bestens munden lassen. Doch, halt, da fällt mir eben ein, daß Ihr mir schon zum viertenmal einen Pudding gebracht habt, und daß ich's immer vergesse, Euch ein kleines Trinkgeld für Eure Mühe zu geben. Ich will jetzt das Versäumte wieder nach Kräften einbringen. Da, empfange dieß Goldstück zum Beweise meiner Erkenntlichkeit! Nehmt's nur und ziert Euch nicht so lange!“

Der Koch streckte Dem ob dieser unerwarteten Rede ziemlich verdutzten Swift die Hand entgegen, der endlich merkte wo der Pfiffikus hinaus wollte, herzlich lachte, daß er sich den Bauch halten mußte, seinen Beutel hervorzog, ein Goldstück herausnahm und solches dem Meister im Puddingbacken darreichte, mit den Worten: „Ihr seid ein durchtriebener Schelm! Statt daß ich Euch eine Lektion gebe, gebt Ihr mir eine. Wir wollen, damit wir gute Freunde bleiben, unsre gegenseitigen Lektionen in Zukunft nicht wieder vergessen!“

Der versiegelte Geldbeutel.

In der kleinen russischen Kreisstadt Draniensbaum, am Ufer des Baltischen Meeres gelegen, lebte eine aus dem Holsteinischen gebürtige Frau von sehr hohem Alter. Ein bescheidenes Häuschen war der Wittve ganzes Eigenthum, und von der Einkehr solcher Schiffsleute, die auf dem

festen Lande günstigen Wind abwarteten, hing ihr einziger Erwerb ab. Einmal, da eben mehrere holländische Matrosen sich von ihr das Abendessen hatten auftragen lassen, findet sie beim Aufräumen einen versiegelten Beutel unter dem Tische. Groß war die Bestürzung der ehrlichen Wirthin über diesen unerwarteten Fund, und sie kam alsogleich auf den Gedanken, daß einer von den vorhin aufgebrochenen Abendgästen den Beutel gegessen oder verloren haben müßte. Da jedoch die Schiffer bereits bei günstigem Winde die Anker gelichtet hatten und in das weite Meer gesegelt waren, so durfte die ehrliche Frau nicht leicht auf ihre baldige Rückkehr hoffen.

Die gute, besorgte Alte verwahrt den Beutel in ihrem Schrank, mit dem festen Vorsatz, ihn so lange dort liegen zu lassen, bis sein wahrer Eigenthümer sich melden würde. Doch Niemand fragte darnach, und ein Jahr verfloß um das andere.

Sieben Jahre waren bereits seit jenem Abend vorüber, und immer noch bewahrte das ehrliche Weib auf's Sorgfältigste das fremde Gut, ohne sich bei oftmaligen Versuchungen, oder von Noth und Mangel gedrückt, verleiten zu lassen, den versiegelten Geldbeutel anzugreifen. Ihre Ehrlichkeit trug jedesmal den Sieg über die lockende Versuchung davon.

Nach Verlauf der vollen sieben Jahre, saßen abermals einige fremde Matrosen an dem Wirthstische. Drei derselben waren Engländer, der vierte ein Holländer. Während des Essens und Trinkens kam das Gespräch auch auf das Städtchen Dranienbaum, und einer der Engländer fragte den holländischen Matrosen, ob er schon einmal hier gelandet habe? „Ja wohl,“ lautete die Antwort, „und noch obendrein zu meinem Unglück! Das garstige Nest hat mir siebenhundert Rubel gekostet: — (Nach unserm Gelde thut ein Rubel 5 Fr. 71 Cts.)

„Wie ist denn das zugegangen?“ forschten die Engländer neugierig und erstaunt.

„In einer hiesigen Schenke hab' ich einmal, als ich just zu tief in's Gläschen geguckt, meinen Geldbeutel verloren, oder er ist mir gestohlen worden. Genau kann ich's nicht sagen, denn ich war leider ganz benebelt.“

„War der Beutel versiegelt?“ fragte die alte Wirthin, die in einer Ecke der Stube saß und durch dieses Gespräch ihrer Gäste aufmerksam wurde.

„Freilich war er versiegelt,“ antwortete der Holländer, „ich trage das Pertschaft immer noch mit mir herum.“ Und er zog es aus der Tasche.

Die Wirthin erkannte mit Freuden das nämliche Siegel, und sagte bedeutungsvoll: „Nun denn, es kann sich wohl noch einmal wiederfinden, was Ihr verloren habt. Wer weiß!“

„Das sind leere Trostworte, gutes Mütterchen,“ meinte der Holländer achselzuckend. „Was? Wiederfinden? Da müßt' ich nicht so alt geworden und so weit in der Welt herumgekommen sein, wenn ich das hoffen könnte. Nein, so ehrlich sind die Menschen nicht mehr. Bedenkt einmal, sieben Jahre sind schon vorüber!“

Die Erinnerung an den längst schon verschmerzten Verlust seiner Ersparnisse hatte den Matrosen ganz unwirsch gestimmt, und er wollte den aufgeliessenen Mißmuth durch einen kräftigen Trunk niederschlagen. „Noch einige Gläser Punsch, Mütterchen!“ rief er, „damit unsre gute Laune wieder zurückkehre.“

Lächelnd brachte die Wirthin das starke Getränk, und während die Seeleute sich's trefflich schmecken ließen, ging sie still hinauf in ihre Wohnstube, holte den versiegelten Beutel aus dem wohlverschlossenen Schrank, stieg die kleine, schmale Treppe wieder herunter, näherte sich den plaudernden Matrosen, legte den so treulich aufbewahrten Fund vor den Holländer, und sagte gutmüthig: „Da seht Ihr, lieber Freund, daß die Ehrlichkeit doch nicht so selten ist auf der Welt. Hier habt Ihr Euer verloren geglaubtes Eigenthum wieder. Das Siegel ist nicht erbrochen worden, und es fehlt darum auch kein Heller an dem Gelde!“

Der Rapport.

Dem mit seiner Kompagnie in einem Dorfe liegenden Hauptmann mußte täglich, zu bestimmter Stunde, von der abgelösten Schilzwache Rapport abgestattet werden, mit dem Gewehr im Arm. Nach beendigter Meldung des Vorgefallenen, sollte der berichtende Soldat jedesmal vor dem Hauptmann das Gewehr präsentiren. Eines Tages traf einen Rekruten die Reihe, der das Exerciren noch nicht aus dem H. verstand, daher auch der Hauptmann mit seinem Gewehrpräsentiren sich nicht zufrieden zeigte und mit lauter Kommandostimme rief: „Nichts nutz! noch einmal hinaus und von vorn angefangen!“ Der junge, ziemlich verblüffte Mann that wie ihm befohlen; doch der Hauptmann, auch jetzt noch nicht zufrieden, stand von seinem Ruhebett auf und sagte: „Setzt Euch jetzt an meinen Platz; ich werd's Euch zeigen wie Ihr's

zu machen habt. Gebt wohl Acht und macht es dann gerade so, wie ich es gemacht habe.“

Der Rekrut setzt sich auf das weiche, bequeme Ruhebett; der Hauptmann tritt herein, macht die Meldung und präsentirt das Gewehr. Der Weisung folgend, die vorhin der Hauptmann ihm gegeben, das Ding gerade so zu machen, wie er es gemacht hatte, ruft der Soldat gebieterisch: „Nichts nutz! noch einmal hinaus und von vorn angefangen!“

Lachend entließ nun der Hauptmann den allzugelehrigten Rekruten, denn das Vornvornangefangen wollte ihm doch nicht recht behagen.

Brief eines Kolonisten in Algerien an seinen auswanderungslustigen Vetter in Elsaß.

Des Boten wackerer Gevattersmann in der Stadt Blidah, drüben im nördlichen französischen Afrika, hat eine Abschrift dieses Briefes nach Straßburg gesandt, fest überzeugt, die Veröffentlichung der einfachen, freundschaftlichen, guten Rath und praktische Anleitungen enthaltenden Epistel im Kalender, könne nur von Nutzen sein. Der Bote stimmt seinem Gevattersmann bei, obgleich er weit entfernt ist, und nicht im Geringsten daran denkt, seinen lieben Lesern im Heimathland die Auswanderung zu predigen. Da nun aber bei Manchem, auch ohne den Kalender, die Lust zum Fortziehen von der Stätte der Kindheit und Jugend erwacht, und auch die Daheimbleibenden gewiß gern erfahren, wie's mit unsern bereits in dem fruchtbaren Algerien angesiedelten Landsleuten steht, so wird wohl der hier folgende Brief nicht unwillkommen sein, denn er zeugt von großer Erfahrung und genauer Kenntniß der Sachlage in den mit Frankreich vereinigten afrikanischen Provinzen. Also:

Bei Blidah, in Algerien, 11. Juni 1863.

Lieber Vetter!

Aus deinem Schreiben hab ich mit Freuden vernommen, daß du, in jüngster Zeit, so viel Liebes und Gutes über unsere nordafrikanische Kolonie gelesen und gehört, und nun Lust hast über's Meer zu wandern und dich in Algerien anzusiedeln. Du bittest mich, dir verständlich zu melden, ob ich dein Vorhaben billige, und wie du dich zu benehmen habest, um die Sache in's Reine zu bringen.

Ich bin sofort bereit dir, nach Erfahrung und in aller Wahrheit, gehörigen Aufschluß zu geben.

Zwar könnte ich dir von vornherein den Spruch

zurufen: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich;“ allein diese Regel ist nicht allgemein anzunehmen, denn wäre dieselbe im Laufe der Zeiten von jeher strenge befolgt worden, so läge zu dieser Stunde noch die Neue Welt in schauderhafter Wildniß, und ihre reichen Schätze wären vergraben geblieben!

Nun liegt es aber in dem Entwicklungsgange des Menschengeschlechts und im weisen Rathe der göttlichen Vorsehung, daß, durch die Auswanderung aus dem gesitteten Europa, auch die fernsten und wildesten Erdgegenden nach und nach aus der Finsterniß an's Licht treten, und durch die Wohlthaten der Bildung, Gesittung und den heilbringenden Einfluß des Christenthums ins gesegnet werden.

Daß Du, mein lieber Vetter, dich und die Deinen durch der Hände Arbeit redlich und ehrlich ernährst, ist mir wohl bekannt; du schlägst dich als ein braver Familienvater, mit Gottes Hilfe, durch, wenn auch bisweilen kümmerlich; du strebst nicht nach hohen Dingen und schickst dich in die Zeit; du arbeitest als Tagelöhner und bebauest daneben einige Halbäckerlein, so daß du Nahrung und Kleidung hast und dir genügen lässest.

Deinem letzten Brief zufolge, gedenkst du auszuwandern, nicht aus eitel Lust die weite Welt zu sehen und auf Abenteuer auszugehen; du gehörst auch nicht zu denen, die ihr Vaterland verlassen, weil sie sich daselbst nicht mehr redlich nähren können oder wollen, sondern es ist dir hauptsächlich darum zu thun, für das Fortkommen deiner heranwachsenden lieben Kinder, bestens zu sorgen, damit sie nicht allesammt, und bis ins vierte Glied, Tagelöhner werden und bleiben, sondern ihr Loos erfreulicher sich gestalten und sie dereinst selbstständige, tüchtige Menschen werden.

Dies ist sehr löblich von dir, und ich bin, meines Theils, überzeugt, so viel ich dich und unser Land kenne, daß du mit deiner Familie in Algerien auf einen grünen Zweig kommen kannst.

Es ist in unserm gesegneten Land schon oft geschehen, daß, durch Fleiß, Einsicht, Geduld, Sparsamkeit und christlichen Wandel, manches arme Halbäckerlein zum wohlhabenden Gutsbesitzer geworden und zu Ehren gekommen ist, und daß des Vaters Segen den Kindern Häuser gebaut hat; andere hingegen sind den Krebsgang gegangen, oder haben allzuhoch hinaus gewollt, und mußten von vorn anfangen um es zu Erwas zu bringen, dabei sich aber immer das Wort bewahrt: „Hilf dir, und der Himmel wird dir helfen!“

Bist du nun in vollem Ernst gesonnen, dich in Algerien anzusetzeln, so verkaufe was du hast: Halbäckerlein, Bierzel und Item, Vieh, Mobilien und sonstige größere Geräthschaften; mache Alles zu Geld, so gut und viel du kannst, damit du, außer deinen kräftigen, arbeitsamen Händen, ein gehöriges Kapitälen mit über's Meer bringst; denn mit Geld, Händen, einem Schollen Grund, einem Tropfen Wasser und Gottes Segen oben drein, wird in unserm Algerien Unglaubliches geschafft!

Beinahe in jedem Kolonistendorfe kann man urbar gemachten Grund und Boden, zu billigen Preisen, von Privateigenthümern kaufen, von 200 bis zu 800 und 1000 Franken den Hektar. Ich werde dir vorläufig für zehn bis zwölf Hektares, sammt einem kleinen Wohnhause, besorgt sein, gleichviel ob in meinem Dorfe selbst oder in dessen Nachbarschaft. Vieh, Wagen und nöthiges Ackerbaugeräthe kannst du hier an Ort und Stelle haben, so billig als zu Hause; mit deiner übrigen Baarschaft kommst du, wenn du Dich nach der Decke streckst, aus bis zur nächsten Ernte. Neben deiner Feldarbeit kannst Du, durch Fuhrwerke, Taglohn u. s. w., genugsam verdienen, um nicht ganz aus dem Beutel zehren zu müssen.

Diese Weise dich hier niederzulassen, ist wohl die beste und einfachste, bis Seitens der Regierung bei uns dafür gesorgt worden, daß die Ankömmlinge, gleich beim Betreten des festen Ufers, Land kaufen können wie das Brod am Bäckerladen. Solches ist im amerikanischen New-York der Fall.

Mit dem Vergeben der Konzessionen oder Bewilligungen von Grund und Boden geht es sehr langsam und spärlich her; es ist nicht mehr wie früher, da es hieß: „Kips, raps, Herr Peh, mir auch ein Stück!“ — So ist's schon geschehen, daß, unbefonnener Weise, ganze Familien in's Land gekommen sind, welche meinten, die Konzessionen strecken ihnen die Arme entgegen und sie hätten nur darnach zu greifen. Unter langweiligem Warten mußten diese Leute ihr Geld verzehren, wenn sie sich nicht zum Arbeiten im Taglohn bequemen wollten. Wädhnten nicht gar die pariser Kolonisten von 1848, beim Anblick der Zwergpalmen und immergrünen Heckenwächse, der Spinat wachse hier wild und es gebe keine andere Arbeit als Rehhühner dazu zu schießen!

Von den Ländereien, die hier aus der Hand zu verkaufen, sind gewöhnlich einige Hektares noch nicht urbar gemacht. Zwar ist das Ausstöcken eine saure Arbeit; es kommt aber Brennholz

dabei heraus, das deine Mühe reichlich lohnt; zugleich wirst du's erfahren, wie ergiebig solch ein jungfräulicher Boden ist, und wie's einem beim Aekern vorkommt als schneide man gegessenen Appetits in einen frischgebackenen Laib Brod.

Wolltest du nicht gleich Anfangs Land kaufen, um auf eigene Rechnung zu haufen, so könntest du als Pächter oder Meier unterkommen. Hiezu rathe ich dir aber nicht, denn: Eigner Heerd ist Goldes werth, und in der Natur der Erdemmenschen liegt es, daß man für sich selbst mit mehr Eifer und Liebe arbeitet als für Andere. Aus ähnlichen Gründen möchte ich dir auch nicht anrathen, irgend ein Lehngut anzutreten.

Jedes Jahr werden in den drei Provinzen von Algerien: Algier, Dran und Constantine, neue Dörfer durch die Regierung angelegt, dabei man sich um Konzessionen bewerben kann; auch Domänengüter werden so versteigert. In beiden Fällen aber muß man selbst an Ort und Stelle sein, um etwas Gedehliches zuwege zu bringen. Kurzum, ich Sorge dir für gutes Feld und Haus; du machst deinen Bündel, erhältst Freiplay über's Meer, sagst deinen Anverwandten und Befreundeten Lebewohl und, so Gott will und wir leben, auf Wiedersehen! Denn Algier ist nicht aus der Welt: sechsunddreißig Stunden Eisenbahn- und achtundvierzig Stunden Dampfschiffahrt bringen dich bequem, sicher und wohlfeil dahin. Vor etwa dreißig Jahren brauchte man dieselbe Zeit um nach Paris oder Grenoble zu reisen, welche Städte dazumal als die Grenzsteine der bekannten Welt galten, da es hieß: Er ist weit hinter Paris, oder weit hinter Grenobel!

An der Seekrankheit mußt du dich nicht stören: Erstens, befällt sie nicht jedermann; zweitens, befindet man sich hinternach besser und gesunder als vorher, und sie verschwindet schon beim Herannahen des Uferlandes.

Eben so wenig hast du dich vor Löwen, Tigern, Pantheren, wilden Negern und grimmigen Arabern und Kabylen zu fürchten, von denen in der Heimath Leute, die gern aufschneiden, oder Reisebeschreiber, die noch nie hinterm Ofen hervorgekommen sind, wunderbare Geschichten erzählen!

Es herrscht schon längst aller Orten Ruhe und Frieden im Lande; unser Klima wird, durch Urbarmachen und Anpflanzen des Bodens, alljährlich milder und gesunder; durch Trockenlegung der Sümpfe und Eindämmen der Bäche, sind die Fieber, welche hier vor Zeiten so große Verheerungen angestellt, nicht häufiger und verderb-

licher als in Frankreich und Deutschland; so, zum Beispiel, ist Boufarik, zwischen Algier und Bledah gelegen, nachdem es zweimal ausgestorben war, zu dieser Stunde ein reicher, herrlicher Garten.

Wir haben Schulen und Kirchen, nebst allerlei nützlichen Anstalten zur Pflege der Kranken und Hülfbedürftigen, also daß man, inmitten der Araber, leben kann wie ein Christenmensch im lieben Vaterland.

Wir pflanzen Weizen, Gerste, Hafer, Welschkorn, Bohnen, Tabak, Baumwolle und Wein, und haben im Durchschnitt, auf zehn Jahre: vier gute, vier mittelmäßige und, theilweise, zwei schlechte Jahre rechnen können. Besonders gedeiht der Wein sehr gut bei uns, sowohl in der Ebene als auf den Höhen, und mancher Kolonist, der zu Hause noch niemals einen Rebberg gesehen und nur bei Hochzeit, Kindstücken oder Kürben Rebsaft zu Munde bekam, kann hier zu Lande, bei seiner Feldarbeit, ein Glas unverfälschten, eigenen Gewächses trinken, eingedenk des Spruches König Salomo's: „Der Wein erfreuet des Menschen Herz,“ zugleich aber auch der Mahnung: „Wo ist Weh? wo sind rothe Augen?“

Wenn ich dir, lieber Better, vom Baumwollpflanzen rede, magst du vielleicht entgegenen: Wie komme ich und Baumwolle zusammen; das ist die Sache der armen, schwarzen Sklaven in Amerika! — Bedenke aber: Der mörderische Bruderkrieg in den (früherhin) Vereinigten Staaten Amerika's, welcher Ackerbau und Handel im Lande so sehr niedergeschlagen hat, ist Schuld daran, daß die Baumwollfabriken in Frankreich und England beinahe ganz stille stehen und so viele Tausend und aber Tausend rüstige Arbeiter brodlos sind. Diesem Elende wird bekanntlich durch Einschreiten der Regierung und Zusüdmen reichlicher, milder Gaben gesteuert, so viel es sich thun läßt, und leider dauert der unglückliche Bruderkrieg immer noch hartnäckig fort!

Unterdessen haben wir Kolonisten in den drei Provinzen, besonders Oran, uns wacker an's Baumwollpflanzen gemacht, um nach bestem Vermögen unser anfänglich kleines Scherflein beizutragen zur Aufrechthaltung unsrer nothleidenden Brüder im Mutterlande, vorab, da wir selbst dabei ziemlich reichen Gewinn haben. Späterhin gedenken wir's durch Fleiß, Erfahrung und Ausdauer in dieser Kultur so weit zu bringen, daß unser Land die drei Millionen Centner langzeitige Baumwolle, so gut und vielleicht noch besser als die amerikanische und australische, liefern kann, welche jedes Jahr zum Bedarf der Fabri-

ken von Mülhausen, Rouen, Kolmar, Münster, Mariakirch, des Steinhals u. s. w. vonnöthen sind.

Baumwolle zu pflanzen kostet nicht mehr Mühe und Arbeit als Hanf und Flachs; das Pflücken der reifen Flocken aus den Kapseln ist eine Kinderarbeit, im Spätherbst, wie auch die Seidenzucht, im Mai, während der Weizen im Felde zeitigt, dabei ein schönes Stück Geld verdient werden kann.

Der Tabakbau ist ganz frei bei uns; die Blätter werden nicht gezählt; die Verwaltung der Regie kauft jährlich einige Millionen Kilogramm Tabak zu 90, 120 und 150, ja sogar 160 Fr., je nach der Qualität; desgleichen kann man, nach Belieben, auch an den Privathandel verkaufen. —

Wenn du nach Algerien zu kommen gedenkst, lieber Better, so vergesse beim Einpacken Bettwerk und Weißzeug nicht. Hast du Gelegenheit einen Tyroler-Krauthobel und Meerrettige mitzubringen, so unterlasse es nicht, Pelskappe, schwarzer Hut und Strohhut taugen hier nicht; man trägt graue weite Filzhüte. Bring' alle deine Kleidungsstücke mit, und meine nicht, daß man, der brennenden Hitze wegen, halbnackt einhergeht; unsere Nächte sind kühl, Morgens und Abends muß man sich wärmer kleiden als Mittags, besonders während der Winterregengezeit, daß oft so naßkalt wird, als läge Schnee und Eis, obgleich der Thermometer immer mehrere Grade über dem Gefrierpunkt zeigt. Bei der Sonnenhitze suche des Schlafes am Tage und des Durstes Meißter zu werden; letzterer wird größer, je mehr man trinkt; schwarzer Kaffee, oder Wein mit Wasser und Citronensaft vermischt, laben den Gaumen am besten und überschweben und schwächen nicht, wie unmäßiges Wassertrinken, den Magen, der selbst nicht Durst leidet und oft für den Kitzel der Kehle büßen muß.

Uns thut es Noth, solidere und kräftigere Nahrung zu haben als ihr im Elsaß, besonders in der heißen Jahreszeit; wir kämen mit Kartoffeln und Sauermilch, ohne Wein, nicht weit. Hier zu Lande sind die Lebensmittel wohl etwas theurer als bei euch, aber wir haben auch besseres Einkommen; nur ist es rathsam, daß man sich nach der Decke strecke, nicht zu hoch hinaus wolle, lieber wenig und gut anbaue, statt viel ohne Sorgfalt, und daß man nicht meine, es müsse jeden Sonntag Meßti sein; zugleich aber auch an Nahrung und Erhaltung denke für die unsterbliche Seele!

Doch es ist Zeit, daß ich ende. Ich hätte dir

noch doppelt und dreimal so viel zu erzählen, allein die Ernte ist vor der Thür, und zwar eine der segensreichsten, die je in Algerien gesehen worden. Der Ueberfluß des gegenwärtigen Jahres, Gott sei Dank! mag uns, nach zwei dürren Jahren, wohl thun. Schon stehen Schneidemaschinen in Bereitschaft, da die Beihülfe des Militärs und der Kabylen nicht hinreichen wird und obendrein noch ziemlich theuer zu stehen kommt.

Man führt hier in Afrika die Garben in keine Scheunen, sondern auf die bereitete Tenne, auf freiem Felde, wo sie am hellen Mittag, bei trockener Witterung, ohne Dreschflegel, mit der steinernen Walze sofort gedroschen werden. Größere Getreidemassen werden durch Dreschmaschinen gedroschen; der ärmere Araber läßt die Garben durch seine Ochsen austreten, weswegen es in der Schrift heißt: „Dem Ochsen, der da drischt, sollst du das Maul nicht zubinden.“

Sobald das Getreide gedroschen ist, wird es verkauft, ungefahr zu denselben Preisen wie in Frankreich; die meisten Kolonisten lassen nicht mahlen, sondern kaufen, zum Brodbedarf, das Mehl zentnerweise, und bestehen dabei ganz vortheilhaft.

Uebrigens wirst du alle diese Einzelheiten in Erfahrung bringen, wenn du einmal eine Zeit lang im Lande wohnest, und somit: Punktum!

Doch, noch eins! Beim Einschiffen zu Marseille oder sonst wo, lasse doch ja deine guten Angewohnheiten und Tugenden nicht jenseits des Meeres, wie solches leider schon Manche gethan und später hier mit den Wölfen geheult haben, statt ihr Licht und gutes Beispiel leuchten zu lassen vor der Welt.

Schreibe nur recht bald; überlege alles reiflich, und, kommst du nächsten Mai oder September zu uns, so wünsche ich dir, lieber Better, alles Glück und Gottes mächtigen Schutz auf den Weg!

Und hiemit: Gott befohlen!

Dein aufrichtiger Better.

Der Krieg im Lande Mexiko.

(Mit einer großen Abbildung.)

Voriges Jahr, geneigter Leser, wohnten wir mit einander, freilich nur in Gedanken, der nächtlichen Erstürmung des Voregobergs, im Lande der Mexikaner, bei, und auch in diesem Jahre gedenkt der Bote dich wieder mit der nämlichen Reiselegenheit, die gar nicht kostspielig ist, nach Mexiko zu führen, nach diesem, in unseren Tagen,

so viel besprochenen Länderstrich Nordamerika's. Immer noch kämpfen und siegen dort unsere tapfern, französischen Soldaten, und mit Ungeduld und großer Spannung erwarten wir monatlich Kunde aus jenen weitentlegenen Gegenden. Im Kalender für 1863 steht schon eine umständlichere Beschreibung des Landes Mexiko, und auch von der Ursache des Krieges, den Frankreich dort führt, ist die Rede gewesen, und wir können daher süglich gleich ans Weitererzählen denken. Wer sich des früher Erzählten nicht mehr erinnert, der möge nur den vorjährigen Kalender wieder zur Hand nehmen. Der Bote sprach dort von den Verstärkungen, welche Frankreich seinem kleinen, aber dennoch muthigen Heere zu Hülfe sandte, und daß der Oberbefehl der ganzen Armee dem erfahrenen General Forey anvertraut worden, welcher heute, nach blutigem Kampf und Sieg, den Marschallstab handhabt, zum Lohne seiner Tapferkeit. Aus tiefster Seele wünschten wir am Schlusse der Erzählung von vorigem Jahre, und wünschen es heute noch eben so sehnlich und innig: Möge auch dieser Krieg in weitentlegenem Lande zum Besten enden, und Frankreich's Macht und Ehre und Ruhm erhöhen!

Als die Verstärkungsgruppen und der tapfere Oberfeldherr mit seinem Gefolge glücklich in dem Hafen von Veracruz gelandet waren nach langer Meerfahrt, da zogen sie, nach kurzer Rast, gleich weiter ins Land hinein, nach der Stadt Orizaba, welche wir schon von vorigem Jahre her kennen. Hier wurden nun mit großer Umsicht und unermüdblichem Eifer die unerläßlichen Vorbereitungen und Zurüstungen betrieben zum Weiterdringen ins unbekanntere, sehr unwegsame Innere des Landes, der äußerst festen Stadt Puebla de los Angeles zu, umgeben von einer Anzahl alleinstehender, bedeutender Festungen, an deren einer, am 5. Mai 1862, der muthige Angriff der unerschrockenen Juaven geschickert war, wodurch das kleine französische Heer sich genöthigt gesehen, den Rückzug nach Orizaba wieder anzutreten und die aus weiter Ferne herbeigeselnden Hülfstruppen geduldig zu erwarten.

Und als nun sämtliche Zubereitungen beendigt und alle Vorsichtsmaßregeln getroffen worden, begann General Forey den ersten Zug nach Puebla. Solches geschah in den ersten Monaten des Jahres 1863, und bereits am 16. März war die Stadt von großer, kampfeslustiger Heeresmacht umschlossen, und am 23ten wurden die Laufgräben eröffnet vor dem Fort Sanit-Xaver, einer der alleinstehenden Festungen, welche die Stadt beschützten, deren sämtliche Häuser so zu sagen wieder jedes für sich eine besondere Festung bil-

dele. Ein ernster, blutiger Kampf stand daher bevor, denn auch den mexikanischen Vertheidigungsstruppen, die unter dem Befehle des Generals Ortega standen, fehlte weder kühner Muth, noch ausdauernde Beharrlichkeit. Außer den eigentlichen Mexikanern, befanden sich unter Ortega's Soldaten auch kampfsgeübte Abenteurer aus anderen Ländern: da waren, wie berichtet wurde, Spanier und Amerikaner aus den Vereinigten Staaten, Engländer und Deutsche, welche der Krieg herbeigeloct hatte und die muthig ihr Leben in die Schanze schlugen, und fest entschlossen waren, den Franzosen die Erstürmung so schwierig als möglich zu machen.

Doch alle diese Schwierigkeiten konnten unsere steggewöhnten Soldaten nicht entmuthigen, an deren Spitze ein schon in mancher Schlacht erprobter General befehligte, und der heldenmuthige Widerstand diente nur dazu, auch ihren Heldennuth wo möglich noch zu steigern. Ein Fort um das andere, ein besetztes Haus um das andere, wurden mit Sturm genommen. Der mexikanische General Comonfort, der sich mit einem Heere, mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf, herannahete, um der belagerten Stadt zu Hülfe zu kommen, wurde von dem französischen General Bazaine stegreich zurückgeschlagen, wodurch die Belagerten ihre letzte Hoffnung verschwinden sahen.

Eine umständliche Beschreibung der mit so vielen Gefahren verbundenen Belagerung Puebla's würde zu weit führen und allzuviel Raum wegnehmen in dem auf eine bestimmte Seitenzahl beschränkten Kalender. Um seinen lieben Lesern aber zu zeigen, mit welchen Hindernissen, Schwierigkeiten und Todesgefahren unsere kühnen Soldaten in dem fernen Mexiko zu kämpfen hatten, will der Vort nur eine Stelle übersehen aus dem Berichte den der Obergeneral Forey, unterm 3. Mai, dem Kriegeminister nach Paris sandte, und in welchem er, Tag um Tag, die während der Belagerung der so überaus festen Stadt vorgefallenen Begebenheiten erzählt. In diesem gar wichtigen Berichte heißt es, unter anderm, wie folgt:

„Weil am 24. April noch nicht alle Vorkehrungen zum Angriff des Forts Santa-Inez beendet waren, so mußte derselbe auf den kommenden Tag verschoben werden.

„Am Dien, zog der Obrist Du Barrail mit Infanterie, Reiterei und Artillerie nach der Hacienda Chahuac, einem großen mexikanischen Meierhose in der Umgegend Puebla's, um Lebensmittel für unsere Truppen herbeizuschaffen. Dieser Anzug wurde nur wenig beunruhigt, obgleich der mexikanische General Comonfort mit seinen Soldaten dies leicht hätte thun können.

Solche kleine Expeditionen sind nothwendig, damit wir Getreide, besonders Weischofen, erhalten, dessen wir bedürfen zur Fütterung unsrer Pferde und Maultiere. Wir tragen alle Sorge Proviant zusammenzubringen, weil die Belagerung sich in die Länge ziehen kann, denn es scheint, der Feind habe die Absicht uns mit der größten Hartnäckigkeit jede Handbreit Landes streitig zu machen, wie solches das Nichtgelingen unsers Angriffs auf Santa-Inez beweist.

„Während des 25. Aprils war Alles zu diesem Angriff vorbereitet worden; es handelte sich um die Wegnahme des besetzten Vierecks 52, in welchem das Kloster und die Kirche Santa-Inez sich befinden. Die Geniesoldaten hatten unter der Strafe Gänge gegraben, deren zwei gegen Minenkammern, mit 350 Kilogramm Pulver gefüllt, ausliefen. Im Viereck 30 hatte die Artillerie eine Batterie errichtet und mit vier Zwölfpfündern und vier Haubitzen besetzt, um damit Bresche zu schießen und das Innere des Vierecks und das Kloster zu bestreichen. Nichts war veräumt worden, den glücklichen Erfolg dieses Angriffs zu sichern. Leider aber brach am Abend des 24ten ein heftiges Gewitter aus, die Gufregen strömten in die Laufgräben und überschwemmten die unterirdischen Gänge. General Douay ließ sodann die Minen anzünden, welche die davon erwartete Wirkung hervorbrachten,

„In der Morgenröthe des 25ten begann die Breschebatterie ihre Arbeit; die Kanonen donner-ten, die Kugeln fuhren gegen die Mauern, und als die Bresche groß genug war, stürmte ein Bataillon des ersten Juavenregiments hinein in das nun offene Festungsviereck. Ueblich aber stießen die braven Soldaten auf unvorhergesehene Hindernisse. Ein starkes Eisengitter erhob sich vor ihnen und hinter demselben, Verschanzungen wie die, welche wir schon bei unseren Angriffen während der vorigen Tage gefunden. Noch weiter hinten ragte das Kloster empor, mit seinen stoffelförmigen Terrassen von Feinden besetzt, sowie die Thürme der Kirche, und von überall her bligten Feuereschünde, den Tod schleudernd in die Reihen der muthigen Juaven. Die Vorderreihen der Kolonne hielten kühn das mörderische Feuer der Mexikaner aus; es gelang ihnen sogar das Eisengitter zu umgehen und einen Durchgang zu finden, der ihnen gestattete sich in einem Gebäude des Vierecks zu postiren; allein der Rest des Bataillons, der den Ersteren nachstürmte, wurde durch die Schutthaufen zurückgehalten und durch das von allen Seiten in diesem schmalen Durchgang zusammenlaufende Feuergeschöß; die letzteren Juaven sahen sich daher von den ersteren getrennt, die

mann geboren, und ist gestorben auf dem Felde der Ehre.

„Bleibe Gott befohlen, Cailliot! Deine Freunde bewahren die Erinnerung deines vortrefflichen Herzens; dein Andenken begrüßet feierlich die Armee!“

Und als Herr Albert Ehrmann diese rührenden Worte gesprochen, erwiesen die Zuaven ihrem wackeren, würdigen Lieutenant die letzten militärischen Ehren, und er liegt nun begraben im fernen, fernen Lande! —

Das Herz blutete dem Boten beim Schreiben vorstehender Zeilen; ihm schwebten das schmerzliche Weh und der Jammer und die Thränen vor Augen, welche die schnelle Todeskunde bei der Familie des tapfern, jungen Zuavenlieutenants hervorrief. O gewiß, es ist etwas Gräßliches um den Krieg, und mit frommem, dankbarem Herzen wollen wir das Siegs- und Friedensfest feiern! —

Mexiko selbst, des Landes große und schöne Hauptstadt, ist nun auch in unsrer Gewalt, und was man vorher von verzweifelter Vertheidigung und von Ueberichwemmungen der Umgegend gesprochen, hat sich Alles zum Glück nicht bestätigt.

Bereits am 11. Juli 1863, gelangte folgende kurze telegraphische Nachricht in Straßburg an: Paris, 11 Juli. — Eine Depesche des französischen Consuls in New-York, vom 1. Juli, meldet: Ein Telegramm von San-Franzisko zeigt die Uebergabe Mexiko's an.

Diese wenigen Worte riefen alsogleich, zum Zeichen der Freude der Bürger, die wallenden Fahnen an den Häusern hervor, und am folgenden Morgen, es war ein Sonntag, verkündete der Donner der Kanonen auf Straßburgs festen Wällen weithin das glückliche Ereigniß. Wie wohl und behaglich mag es unseren tapferen Soldaten gewesen sein, als sie nun, nach mondenlangen Strapazen, Entbehrungen und Kämpfen und Mühseligkeiten aller Art, endlich ausruhen konnten in der freiwillig sich ihnen eröffnenden, reichen und schönen Hauptstadt!

Acht Tage später, Samstag den 18. Juli, wurde folgende, umständlichere Nachricht bekannt gemacht in allen Gemeinden Frankreichs:

„Paris, den 18 Juli 1863, 7 Uhr Morgens.

„Dem Kaiser ist durch seinen Ordonanz-Offizier, den Marquis von Galfet, aus Mexiko zurückkehrend, nachstehende Depesche zugekommen:

„Sire,

„Am 31. Mai, beim Herannahen der Division des Generals Bazaine, hat der Ex-Präsident Mexiko's, Suarez, aus Furcht gefangen zu werden, schleunig mit einigen Truppen die Flucht ergriffen

und sich gen San-Luis-von-Potosi gewendet. General Bazaine ließ die Stadt Mexiko besetzen, in welcher der Oberfeldherr Forey, am 10 Juni, seinen Einzug hielt, an der Spitze des Heers, begleitet vom Gesandten Frankreichs und dem mexikanischen General d'Almonte. Der Enthusiasmus hatte seinen höchsten Punkt erreicht. Dieser sieghafte Einzug inmitten von 200,000 Einwohnern, unter dem Rufe: Hoch lebe der Kaiser! Hoch lebe die Kaiserin! Hoch lebe die französische Intervention! hat einen gewaltigen Eindruck hervorgebracht im ganzen Lande.

„Ich habe den Auftrag, Eurer Majestät folgende Gegenstände zu überreichen:

1) Fünf Fahnen und dreizehn Fähnlein, die dem Feinde beim Sturm von San-Pablo-del-Monte genommen worden;

2) Die silbernen Schlüssel der Stadt Mexiko. Sie werden Eurer Majestät durch die Stadtverwaltung angeboten;

3) Einen Brief des Obergenerals an den Kaiserlichen Prinzen;

4) Einen kleinen gezogenen Dreißündner, sammt seiner Kaffete und Pulverbedarf für dreißig Schüsse. Diese zu Puebla gefundene Kanone bietet die französische Armee in Mexiko dem Kaiserlichen Prinzen an. —“

Durch die Besignahme Mexiko's, der Hauptstadt des Landes, nahete, zum Theil wenigstens, der Krieg seinem Ende, denn sollte der flüchtige, vom Volke gar nicht geliebte Präsident Suarez sich auch noch halten und seine schmählich verlorene Würde wieder erobern wollen, so wird schon dafür gesorgt werden seine Pläne zu vereiteln. General Forey, zum Marschall von Frankreich vom Kaiser ernannt, ist ganz der Mann, um den hochfahrenden, ehemaligen Präsidenten in den gebührenden Schranken zu halten. In dieser Hinsicht hegt der Vate nicht die geringste Besorgniß. Der tapferere, französische Befehlshaber geht in dem eroberten Lande mit großer Umsicht und Klugheit zu Werke, um das ihm geschenkte Zutrauen der Mexikaner zu erhalten; er wohnt ihren großen, religiösen Feierlichkeiten bei, und läßt auch, um den Glanz dieser Feste zu erhöhen, die französischen Truppen thätigen Antheil daran nehmen. Nach Beendigung der blutigen, kriegerischen Operationen, besaßte sich der siegreiche Oberfeldherr mit einer neuen, bürgerlichen Verfassung und Einrichtung des Landes, und es soll nun ganz von dem Willen des mexikanischen Volkes abhängen, auf welcher Art und Weise, und von welcher Obrigkeit es in Zukunft regieret zu sein wünscht, um Ordnung und Frieden im Lande zu haben, und Gehorsam und Ehrfurcht vor den bestehenden Gesetzen, ohne

welche kein Volk auf einen grünen Zweig gelangt.

Den letzten Nachrichten zufolge, — der Bote schreibt diese Zeilen am 2. August 1863, — hat Marschall Forey, der im Septembrismonat wieder nach Frankreich heimzukehren gedenkt, während General Bazaine zurückbleibt, die vorläufige Regierung und Verwaltung Mexiko's in die Hände dreier allgemein geliebter und geschätzter Männer niedergelegt, deren Wahl er einer aus 135 Mitgliedern bestehenden Ober-Junta, von den angesehensten Einwohnern der Hauptstadt ernannt, überließ. Das Wort Junta ist spanisch, und bedeutet eine Versammlung, einen Staatsrath, oder ein hohes Collegium für Staatsfachen, gleichlautend mit Cortes, Landstände oder Stände des Reichs. Die drei erwählten Regierungsmänner sind: der Erzbischof von Mexiko und die Generale Almonte und Salas. Beim Abtreten seiner Vollmachten, erließ der französische Marschall, unterm 23. Juni, eine Proclamation an die Mexikaner, in der es unter anderm heißt: „Indem ich in die Hände dieser drei vorläufigen Oberhäupter der Nation die Vollmachten niederlege, welche die Umstände mir ertheilt, um sie, Mexikaner, euch zum Nutzen auszuüben, will ich euch zuvor noch danken für eure thätige und umsichtige Mitwirkung. Immer werde ich die Erinnerung bewahren an unsre gegenseitigen Beziehungen und Verhältnisse, die mich euren Patriotismus und eure Anhänglichkeit an Ordnung und Gesetz erkennen ließen, wodurch ihr euch der Aheilmahme Frankreichs und des Kaisers ganz würdig erweist.“

— So hätten wir denn, lieber Leser, unsere tapferen, siegreichen Soldaten in Gedanken bis nach Mexiko begleitet, mitten durch Waffengeklirr und Kanonendonner. Was die Zukunft dem reichen, mit fruchtbarem Boden und ergiebigen Gold- und Silbergruben ausgestatteten Lande bringen wird, ist bis heute der menschlichen Kurzsichtigkeit noch unbekannt. Das Loos wird geworfen in den Schooß, aber es fällt wie der Herr will! Der Bote schließt seine kriegerische Erzählung mit dem herzinnigen Wunsche: Möge der allmächtige Gott, der König aller Könige und der Herr aller Herren, der mit gewaltiger Hand am höchsten Staatsruder sitzt, Alles zum Besten lenken und Alles herrlich hinausführen, damit aus blutgetränkter Saat segensreiche Früchte des Friedens und der allgemeinen Wohlfahrt erblühen! Ja, das walte Gott!

Nachschrift vom 18. August. — In einer Versammlung von 226 der vornehmsten und angesehensten Bürger Mexikos wurde, unterm 10. Juli, einstimmig beschlossen, die Regierung des Landes in Zukunft einem katholischen Prinzen an-

zuvertrauen, der den erblichen Titel: Kaiser von Mexiko führen sollte. Die Wahl fiel auf den Bruder des österreichischen Kaisers, den jungen Erzherzog Ferdinand Maximilian, einen Tochtermann Leopolds, des Königs der Belgier. Sollte der Erwählte die ihm angebotene Würde nicht annehmen, was noch höchst ungewiß ist, so wollen die Mexikaner die Wahl ihres künftigen Regenten ganz dem Gutachten und dem Wohlwollen des Kaisers Napoleon anheimstellen. Bis zur Thronbesteigung des neuen Monarchen, bleibt die Verwaltung der ehemaligen Republik in den Händen der drei weiter oben genannten Männer, des Erzbischofs von Mexiko und der Generale Almonte und Salas, denen es unterdessen obliegt, mit Hilfe unserer kampferprobten Soldaten, Frieden und Ruhe zu schaffen in dem immer noch bewegten Lande.

Besser spät als gar nicht!

(Mit einer Abbildung.)

Es war zu Ende des Jännermonats 1814, also wenige Wochen vor dem Eindringen der Kriegsheere der verbündeten Fürsten über Frankreichs langverhohene Grenzen, da hielt Napoleon I., der große, kurz vorher noch weltgebietende Kaiser der Franzosen, seine letzte Heerschau. Die kampferprobten Truppen zogen sich in langen, glänzenden Reihen dahin auf der weiten Ebene, und mit ernstem, sorgenvollem Antlitz ritt Napoleon musternd an ihnen vorüber, hinter ihm seine treuen und tapfern Feldherren. Die nahe, traurige Zukunft lag schon mit all ihren Schrecken und Entfagungen und Demüthigungen vor dem durchdringenden Blicke des einsti so mächtigen, weithin gefürchteten Herrschers; doch hier, inmitten seiner ruhmbekehrten Soldaten, da blitzte der alte Muth neugestärkt auf, und mit Aufmerksamkeit und sichtbarer Befriedigung und Wohlgefallen schweifte sein Auge dahin über die dichtgeschichteten Kriegsmänner, die mit lautem Jubelruf ihren Kaiser begrüßten.

Eben ritt er an einem Linienregiment prüfend vorbei. An der Spitze eines Pelotons gewahrt er einen Soldaten, der, obgleich schon alt, doch nur die Serfchantenschüre auf den Armen trägt. Die Augen dieses greisen Serfchanten funkeln hell und muthig hervor aus dem sonnegebräunten Angesicht. Wohl an zwanzig Feldzüge hat er mitgemacht; ein großer, grauer Schnurrbart beschattet martialisch Lippen und Kinn, und gibt ihm ein seltsames Aussehen. Kaiser Napoleon hält sein Pferd an und winkt dem alten Krieger hervor-

zutreten aus Reihe und Glied. Bei diesem unerwarteten Winke wird's dem Serschanten ganz sonderbar zu Muth, ganz wohl und weh um's Herz. So war's ihm all sein Lebtag noch nicht gewesen, in der heißesten Schlacht nicht, und gläubend steigt ihm das Blut in den Kopf. Trotzdem tritt er festen Schrittes zum Kaiser heran und präsentirt das Gewehr.

„Ich hab' dich schon irgendwo gesehen“, sagt Napoleon freundlich und theilnehmend, „aber es ist bereits lange her. Wie heißest du?“

„Noel, Sire!“ antwortet der Serschant.

„Ich kenne mehrere dieses Namens“, spricht sinnend der Kaiser, „aber dich.... Wo bist du zu Hause?“

„Ich bin ein Pariser“, lautet die Antwort.

„Warst du nicht mit mir in Italien?“ forschet der Kaiser weiter.

„Ja, Sire, bei der Brücke von Arcola. Sie wissen, daß....“

„Ganz richtig“, unterbricht ihn Napoleon, „ich erkenne dich jetzt; und du bist Serschant geworden bei....?“

„Bei Marengo, Sire“, ergänzt der Serschant.

„Wohl! Aber seitdem?“ fährt der Kaiser zu fragen fort; seitdem? das ist schon ziemlich lange!“

„Nun, seitdem“, berichtet der Serschant etwas verlegen, mit niedergeschlagenen Augen, „seitdem hat mir das Glück nicht mehr recht gewollt.“

„Du wolltest also nicht in meine Garde eintreten?“

„Doch, Sire, es war dieß mein heißester Wunsch“, spricht Noel, „denn ich habe bei Austerlitz mitgefochten, bei Wagram, kurzum in allen großen Schlachten; allein....“

„Allein, was dann?“ fragt Napoleon; „nun....“

„Nun, nichts, gar nichts!“ klagt der Serschant, „das ist die ganze Geschichte!“

„Das befremdet mich nicht!“ meint der Kaiser mit leisem Zucken der Augenbrauen; und setzt dann hinzu: „Wist du schon für das Ehrenkreuz getragen worden?“

„Schon mehr denn Einmal, Sire“, lautet die traurige Antwort.

„Das wollen wir gleich genau wissen“, entgegnet Napoleon; „kehr' unterdessen an deinen Posten zurück.“

Der Kaiser näherte sich jetzt dem Obristen des Regiments und sprach mit ihm heimlich während einiger Minuten. Die von Zeit zu Zeit auf den Serschanten Noel gerichteten Blicke ließen ihn vermuten, daß er der Gegenstand der ge-

heimen Unterhaltung sey. Was Napoleon vom Obristen erfuhr, bestätigte seine von dem alten Soldaten gefaßte Meinung. Er ist einer von den schätzbaren tapfern Kriegsmännern, die Slaven sind der Pflicht und der strengen Zucht und Ordnung, treu und ergeben und uneigennützig, wie Frankreichs Kaiser sie liebet. In mancher Schlacht, in manchem Gefecht hat er sich ausgezeichnet, allein seine Bescheidenheit, die man fast Schüchternheit nennen könnte, gestattete ihm nicht einen höheren Grad zu verlangen, auf den er schon längst ein Recht hatte; und sogar das Kreuz der Ehre schmückt seine Brust nicht! Napoleon mußte klar einsehen, daß man sich gegen den alten Serschanten große Ungerechtigkeit habe zu Schulden kommen lassen, und daß es nun an ihm war, auf eine glänzende Weise, wenn auch spät erst, sie gut zu machen.

Nun reitet er wieder auf den ergrauten Krieger zu, winkt ihm vor das Regiment heraus und sagt: „Serschant Noel, lange schon hast du's verdient, denn lange schon zählst du zu den Tapferen. Hier empfang' es aus meiner Hand!“ Und vermittelst einer goldenen Stecknadel heftet der Kaiser sein eigenes Ehrenkreuz dem tiefergriffenen Serschanten auf die Brust.

Auf ein gegebenes Zeichen des Colonels wirbeln alle Trommeln des Regiments, worauf bald lautlose Stille herrscht. Jetzt stellt der Obrist den neuen Ritter der Ehrenlegion seinen Kampfgenossen vor und ruft mit weitgeschallender Stimme: „Soldaten! im Namen des Kaisers, erkennet den Serschanten Noel als Unterlieutenant an in eurem Regimente!“, Allobald wird das Gewehr präsentirt, die adlergekrönte Fahne grüßend geschwenkt und die Musik läßt ein lustiges Stücklein erschallen.

Der in tieffter Seele gerührte Noel glaubt zu träumen: er schaut freudestrahlend auf zu seinem Kaiser, und möchte ihm gerne dankend zu Füßen stürzen; doch Napoleons ruhige, strenge Miene hält ihn davon ab. Er scheint bloß Gerechtigkeit, keine Gnade zu gewähren.

Gleich als ob er des alten Kämpfers verschiedenartige Gefühle nicht bemerke, gibt der Kaiser dem Obristen ein Zeichen des Einverständnisses; dieser schwingt den Degen über seinem Haupte; und die Trommeln wirbeln abermals, und abermals ertönt laut seine Stimme: „Soldaten, im Namen des Kaisers, erkennet den Unterlieutenant Noel als Lieutenant an in eurem Regimente!“

Bei diesem neuen Rufe kann der Lieferschützte sich kaum mehr aufrecht halten; seine Kniee

schwanken; seine Augen die, seit zwanzig Jahren, nur einmal mit Thränen sich gefüllt, als er den Tod seiner lieben fernen Mutter erfuhr, strömen über; sein Blick verdunkelt sich und er bewegt die Lippen, ohne nur ein Wort hervorflammen zu können.

Und zum drittenmal wirbeln die Trommeln, und zum drittenmal ruft der Obrist: „Soldaten! im Namen des Kaisers, erkennet den Lieutenant Noel als Hauptmann an in euerm Regimente!“

Das war fast zu viel auf Einmal für den greisen Kriegsmann! Vor wenigen Minuten noch, Serschant, und jetzt, Ritter der Ehrenlegion und Hauptmann! Seine Sinne schwinden, und bleich und bewusstlos sinkt er in die stützenden Arme seines Obristen!

Und immer noch ernst und ruhig, als wäre gar nichts Außergewöhnliches vorgefallen, reizet Kaiser Napoleon weiter an der Spitze seines glänzenden Gefolges. Er hatte ja nur Gerechtigkeit geübet, im schönsten Sinne des Wortes!

Korrespondenz-Auszüge.

Der unbekante, aber doch liebe und werthe Korrespondent vom vorigen Jahre, hat Wort gehalten, und bereits unterm 15. März 1863, allein auch wieder auf geheimnißvolle Weise, dem Boten einen Brief zugesandt, in welchem des Erfreulichen und Ermunternden gar viel steht, in Versen und in Prosa. Als der Bote seinen Gruß für 1863 gedichtet, da war er in ernster und trauriger Stimmung nach einer schweren Heimsuchung, die Gott, in Seinem unerforschlichen Rath, über ihn hatte hereinbrechen lassen. Dieser so recht aus dem Herzen geflossene Gruß hat weit und breit Anklang gefunden und tröstliches Mitgefühl erweckt. Der wackere Korrespondent beginnt sein Schreiben mit einem poetischen Wiederhall dieses Grußes, der dem Boten in tieffter Seele wohl thut, und obgleich dieses theilnehmende, gemüthliche Gedicht nur ihm allein gilt, so kann er doch nicht dem Drange widerstehen, einen Vers wenigstens daraus zu veröffentlichen; es ist der zweite, und lautet also:

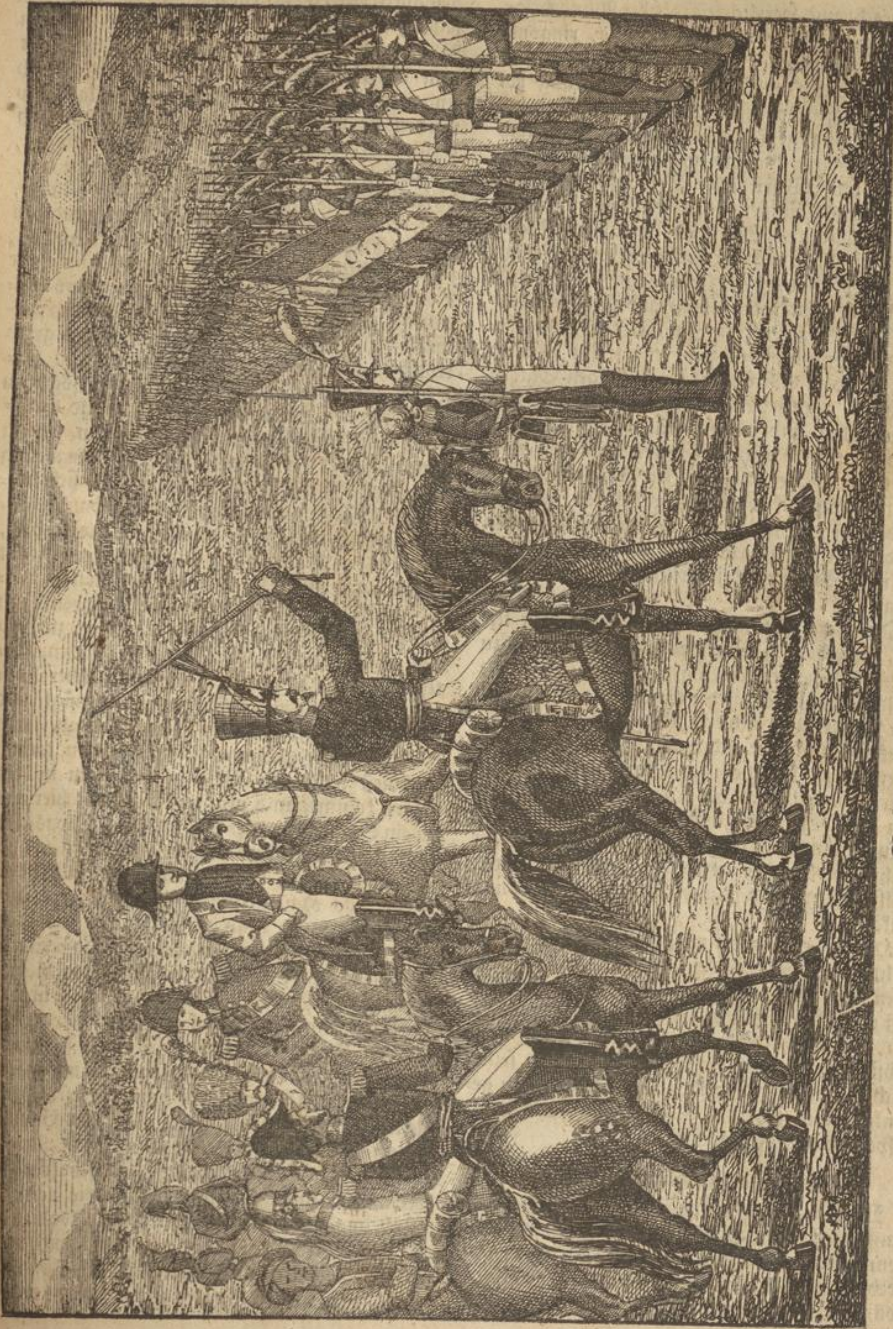
Als ich, in trauten Winterabendstunden,
Wie jedes Jahr, „des Boten Gruß“ verlas,
Da ward dein Schmerz von Jedem mitempfunden,
Und Aller Augen wurden thränennaß;
Doch auch gehoben durch dein Gottvertrauen,
Das mit Ergebung solches Leid erträgt,
Ward manches Herz, und konnte fester trauen
Dem Gott, der nur zum Heil uns Wunden schlägt!

Herzlichen Dank dir, lieber, unbekannter Freund, für diesen rührenden Beweis inniger Theilnahme! Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden! Würde doch dieser schöne Wibelspruch allüberall recht befolgt, so wären Kummer und Leiden und Trennungsschmerz leichter und getroster zu ertragen. Nochmals, herzlichen Dank!

Bevor der Bote den, voriges Jahr, von seinem werthen Korrespondenten versprochenen Aufsatz über nützliche und schädliche Thiere abschreibt, theilte er seinen lieben Kalenderlesern noch einiges aus dem Briefe vom 15. März 1863 mit, der also beginnt:

Lieber Bote,

Wenn du wüßtest wie sehr ich die Zeit stehlen muß, die ich an das Schreiben dieses Briefes wende, so würdest du mir gerne verzeihen, daß ich mein Versprechen jetzt erst erfülle. Ich stellte mir vorigen Sommer vor, daß ich in den kalten Wintertagen Zeit genug dazu haben werde. Da gab's aber dieses Jahr keinen Winter, und so ist der März hereingebrochen, und die Frühlingsarbeiten haben begonnen, ohne daß ich Zeit gefunden, mein Wort zu halten; denn, lieber Bote, ich bin nicht, wie du denkst, ein Landpfarrer, sondern, wie ich gesagt, ein Bauer, der die Ochsen treibt, den Pflug lenkt, säet, egget, Mist ladet und spreitet, mäht und drescht, aber, unter uns gesagt, dieß letztere gewiß nicht allzugern. So, zum Beispiel, habe ich vor einigen Tagen erst fünf Hektoliter Hafer gesäet, ja, 75 Liter davon, noch bevor es Tag war; eine Furche zugehakt, von wenigstens 120 Meter lang, und über vierhundert Maulwurfsbausen eben gemacht. Sieh, lieber Bote, das sind keine Arbeiten für einen Landpfarrer; gesehe darum nur, daß du fehlgeschossen hast, einen solchen hinter deinem Korrespondenten zu suchen. Auch mußst du nicht glauben, daß ich ein gelehrter Bauer sey, denn Studien habe ich nicht gemacht, aber da die Pracht und die Schönheit der Natur mich besonders anziehen, so habe ich mir eine gute Naturgeschichte gekauft, und dadurch, — doch mehr noch durch eigene Erfahrung, — bin ich dazu gekommen, in diesem Fache Vieles zu wissen, das Andere nicht wissen, weil sie weniger darauf merken. Verfloffenen Winter ist mir aber auch eine große Freude zu Theil geworden, als ich das Straßburger Naturalienkabinet wieder betreten durfte; da bin ich so recht seelenvergnügt, da staunt mein wonnetrunkenes Herz ob der unbegrenzten Fülle



Besser spät als gar nicht.

der Pracht und Herrlichkeit, die der Allmächtige, in unergündlicher Liebe und Güte, ringsum über die ganze weite Erde gestreut hat; da beuge ich mich voll Dank und Anbetung vor Gottes ewigem, weisem Walten, das Ordnung und Einfluß gebracht hat, und täglich noch bringt in diese tausend und aber tausend Geschöpfe und Wesen aller Art und Gattung. Straßburgs Münster ist ein Meisterwerk menschlicher Kunst und Strebens; die neue Rheinbrücke ist allerdings sehr bewunderungswürdig, und ich beschaue beide sehr gerne, sowie alle Merkwürdigkeiten der alten Hauptstadt des Unser-Elssasses, so oft ich zu ihren Thoren einwandere, und dennoch zieht und treibt es mich fort, von dem Allen weg, jenen langen Staden hinunter, den Gebäuden der Akademie zu, und ihren hohen und weiten Sälen, in denen ich mich an unserm gütigen Gottes Wunderwerken ergötze nach Herzenslust. Ich freue mich jetzt schon wieder auf den nächsten Winter, wo ich, so der Herr will, abermals das Glück haben werde diese herrliche Sammlung zu sehen, denn das ist stets meine liebste Erinnerung aus Straßburg.

Der Bote kann nicht umhin, hier seinen lieben, unbekanntem Korrespondenten ein wenig zu unterbrechen, um seinen geneigten Lesern, vom Lande sowohl als aus der Stadt, den Alten und den Jungen, es recht an's Herz zu legen, doch jedesmal, wenn sie sich ihnen darbietet, die Gelegenheit zu benützen das Straßburger Naturalienkabinet, eines der schönsten und reichsten von ganz Europa, zu besuchen und fleißig und aufmerksam darin sich umzusehen. Mit jedem Jahre werden die verschiedenen Sammlungen vollständiger durch freundliche Zusendungen und Ankäufe.

Hier folgt nun der versprochene Aufsatz, für welchen der Bote, da kein anderer Weg ihm dazu offen steht, seinem wackeren, obgleich in Geheimniß und Dunkel sich verhüllenden Korrespondenten, öffentlich durch den Kalender seinen herzlichsten Dank ausdrückt, mit der Bitte, seiner auch ferner mit Wohlwollen und Liebe zu gedenken! So, jetzt hat des Boten werth'er Korrespondent wieder das Wort:

Nützliche und schädliche Thiere.

Man sollte glauben es sey unnöthig dem Landmanne zu sagen, welche Thiere ihm zu seinem Ackerbau nützlich oder schädlich sind, und doch sind viele Landleute, in dieser Hinsicht, noch sehr von Vorurtheilen befangen, oder wer-

den durch Andere, die entgegengesetzte Interessen haben, irre geleitet. Dieß ist besonders mit den Raubthieren der Fall, die alle insgesammt dem Ackerbau mehr nützlich als schädlich sind; da sie aber das Wildpret vertilgen, so werden sie von den Jägern als sehr schädlich verschrien, und nur zu oft nimmt der Bauer, der doch ganz verschiedene Interessen hat, diese Ansichten ungeprüft an als baare Münze, und vertilgt, sich selbst zum Schaden und den Herren Hasenschießern und Hasenessern zu lieb, seine nützlichsten Trabanten, die so emsig für die Vertilgung des schädlichen Ungeziefers sorgen. Da ist einmal der Fuchs, der sich, — merke dir's, lieber Bruder Bauersmann, — größtentheils von Feldmäusen und schädlichen Insekten nährt, besonders von Maulwurfsgrillen oder Wärrn, die man im Frühling und Sommer, mit Mäusehaaren vermengt, in seinem Unrath findet; wird diese seine Hauptnahrung dem Fuchs zur Seltenheit, so muß er sich freilich an Wildpret halten, und verzehrt dann manchen Hasen, welcher, den Sommer über, in deinem Korn oder Waizen vielleicht für manche Garbe Halme zerhauen hätte, theils um der Nahrung willen, theils um sich Gänge ins Kreuz und in die Quere zu bahnen, oder in deinen Kleefeldern die jungen, zartesten Stengel abgeweidet, oder auch, über Winter, deine jungen Obstbäumchen zernagt und deinen Kohl verstümmelt hätte. Nebenbei frist der Fuchs allerlei Beeren und Obstsorten, nimmt überdieß noch von Vögeln was ihm in den Wurf kommt, und plündert vielleicht hier und da ein Schnepfens oder Rebhühnernest, was eben dem Bauer auch kein Schaden ist. Daß er, der schlimme Fuchs, wie in manchen Büchern zu lesen, das Hausgeflügel stiehlt, ist eine Verleumdung, und kann vielleicht auf einem einsamen, dem Walde nahgelegenen Hofe einmal geschehen seyn; in unserer Gegend weiß man hievon kein Beispiel. Für uns Bauern ist also der Fuchs ein sehr nützlich's Thier, nur für die Herren Jäger und Hasenesser ist er schädlich, weil er ihnen, wie eben gesagt, manches fette Häschen wegschnappt, das sich auf unsre Kosten gemästet hat. Warum sollte daher der Bauersmann den Fuchs zu vertilgen suchen?

Die Mar der, welche auch als sehr schädlich verschrien sind, haben ungefäh'r die nämliche Nahrung mit dem Fuchs gemein, besonders der Buchs oder Edelmarder, der jedoch mehr den Vogelneestern nachstellt, was halt eben nicht ganz lobenswerth ist. Der Steinmarder, der

auch in den Dörfern hauffieren geht und daselbst sehr den Mäusen nachstellt, kommt zwar hie und da in ein Lauben- oder Hühnerhaus, könnte aber durch gehörige Vorsicht auch davon abgehalten werden; übrigens wiegt der Schaden dieser seltenen Fälle bei weitem den Nutzen nicht auf, den er durch Vertilgung der Mäuse stiftet. Solches gilt auch vom Iltis, der sich fast nur auf dem Boden hält, und nebenbei, nebst Insekten, auch Frösche und Kröten frisst.

Daß also diese Thiere dem Ackerbau sehr nützlich sind, ist nicht zu läugnen; weil sie jedoch im Winter ein geschätztes und theures Pelzwerk liefern, so würde ich mich lächerlich machen, wenn ich Jemand abhalten wollte, sie zur Winterzeit zu fangen oder zu schießen; ich selbst würde dieß thun, wenn ich nicht zu ungeschickt dazu wäre. Aber vor dem unnützen und muthwilligen Vertilgen, der Schädlichkeit wegen, möchte ich diese Thiere bewahrt wissen, damit man im Sommer, vom März bis November, wo die Pelze gar keinen Werth haben, sie nicht aus Vertilgungssucht umbringe oder die Jungen vertilge.

Ganz besonders aber, und ohne allen Rückhalt, möchte ich die Wiesel, die kleinen wie die großen, vom Bauersmann mit Schonung behandelt wissen. Diese netten, flinken Thiere, deren Schnelligkeit sprüchwörtlich geworden, leben fast ausschließlich von Mäusen und verursachen keinen Schaden. Die kleinen Wiesel, die beinahe niemals in die Häuser kommen, verzehren eine ungläubliche Menge von Mäusen. Einer meiner Nachbarn erzählte mir, er habe zugesehen, wie ein solches im Feld, in weniger denn einer Stunde, neun Mäuse in ihren Löchern holte und unter eine Hecke trug, woselbst es sein Nest hatte. Die großen, im Winter weißen Wiesel, besuchen oft die Wohnungen der Menschen, in denen sie aber mehr Mäuse und Ratten vertilgen als viermal so viel Katzen, weil sie dieselben in ihre engsten Schlupfwinkel verfolgen können. Hühnererier fressen diese schlanken Ratten- und Mäusefänger so selten, daß es sich nicht der Mühe lohnt sie ihnen auf die Rechnung zu setzen. Ich denke, jeder Landmann wird schon Gelegenheit gehabt haben, die Richtigkeit meiner Behauptung zu bekunden: Wenn er nämlich in seiner Scheune oder auf seinem Heuboden Spuren vom Vorhandensein eines Wiesel's fand, so wird gewiß dazumal sein Haus von Mäusen und Ratten sauber gewesen sein. Oft findet man auch die Wieselnester, die ganz aus Mäusehaaren ge-

macht sind, sowohl in Häusern als auch in der Erde, beim Pflügen. Da nun diese artigen, wußlichen Thierchen nicht, wie die oben genannten, werthvolle Pelze haben, so wäre es eine unverzeihliche Thorheit, ja wohl gar Grausamkeit, sie zu tödten.

Aber ich wollte auch von schädlichen Thieren reden. Unter den Säugethieren unserer Gegend kenne ich in der That nur wenige, die sich auf Kosten des Ackerbaus nähren. Da ist der langohrige, lüsterne Hase, von dem weiter oben die Rede gewesen, und das Wildschwein, welches zwar von der öffentlichen Meinung und von den Gesezen als schädlich angesehen wird, und das wir schon zu vertilgen wußten; allein wir dürfen nicht nach bestem Wissen und Können dafür sorgen, und können's nicht wehren, wenn dieses Gethier unsere Felder verwüßt. Ob dieß recht ist? Diese Frage wird leider oft unter uns Bauern aufgeworfen, und ich würde gerne noch Vieles hierüber sagen, wenn ich so recht frei von der Leber weg sprechen wollte.

Schließlich wünsche ich nun, daß jeder Bauersmann, dem diese Zeilen zu Gesicht kommen, prüfen möge ob's echte Wahrheit ist, was ich geschrieben habe, und daß er dann stets die besprochenen Thiere, wo er mit ihnen zusammentrifft, behandeln möge nach seiner Ueberzeugung, sich selbst und dem ganzen großen Bauernstand zu Nutz und Frommen!

Gefeguetter Gang in die Schule.

Benjamin Kassel, der Sohn eines Gutverwalters in dem kleinen Dorfe Elguth, an der böhmischen Grenze, besuchte sehr fleißig die Schule, und blieb nur höchst ungern zu Hause, wenn schlechter Weg oder schlimmes Wetter ihn dazu nöthigte. Die Schule war eine halbe Stunde von Elguth entfernt, in dem Orte Harßdorf. Da Benjamin als ein eifriger Schulbesucher bekannt war, so schlossen sich bald die übrigen Kinder Elguth's dergestalt an ihn an, daß sie sich täglich in seinem väterlichen Hofe versammelten, und dann von dort die kleine Reise gemeinschaftlich antraten.

Eines Tages fanden sie, auf diesem Gang zur Schule, einen armen alten Mann unter einem Baume sitzend, der aus Mattigkeit und Erschöpfung hier die ganze Nacht hatte zubringen müssen. Kaum vermochte der Greis, von Benjamin befragt, seine Noth zu erzählen, denn Thränen und Seufzer erstickten vollends seine zitternde Stimme.

Der mitleidige Knabe reichte dem Hungerigen sogleich sein eigenes Morgenbrod, das ihm die Mutter mitgegeben, eilte zu dem nahen Bache, und holte dem Alten Wasser in seinem Hute.

Herzlich dankte der neugestärkte Greis für die empfangene Hülfe, und schickte sich an, seinen Weg weiter fortzusetzen.

Während die Knaben, von dem armen alten Manne plaudernd, nun etwas rascher der Schule zuwanderten, nicht ohne manchmal sich nach ihm umzuschauen, kam Herr von Plateu von dem Dörfchen Elguth dahergegangen. Er war der Besitzer des Gutes von welchem Benjamin's Vater Verwalter war. Der Edelmann reichte dem eben zum Weiterziehen sich anschickenden Greis ein Almosen und erkundigte sich nach der Absicht und dem Zweck seiner Reise. Der Alte, durch des Herrn liebreiche Fragen ermuntert, erzählte nun, wie er nach Bernstadt zu seiner Tochter reisen wollte, aber, vor Altersschwäche und großer Entkräftung, eine ganze, lange Nacht hier elendiglich und verlassen habe zubringen müssen, und wie endlich ein vorübergehender, gutmüthiger Schulknabe die Barmherzigkeit des Samariters an ihm ausgeübt habe.

Herr von Plateu fühlte sich tief ergriffen von des Alten einfachen Worten, und gab sofort dem ihn begleitenden Diener den Auftrag, den Entkräfteten nach Elguth in sein Schloß zu führen und seiner mit aller Sorgfalt zu pflegen, bis er wieder tüchtig sei zur Weiterreise. Er selbst aber begab sich vollends nach Harzdorf, um die Schule zu besuchen und den guten Knaben kennen zu lernen, der sich des alten, kranken Mannes so mitleidig erbarmt hatte. Trotz seiner Bescheidenheit, wurde Benjamin von seinen Kameraden als der barmherzige Samariter genannt.

„Also du bist's gewesen, lieber Benjamin!“ sagte der Edelmann zu dem in kindlicher Einfalt Hocherröthenden; „nun, das freut mich recht sehr, und zum Lohne deiner milden, uneigennütigen That, sollst Du in Zukunft mit meinem Sohne den nämlichen Unterricht genießen, und ich werde Sorge tragen für dein weiteres Fortkommen.“

Als Benjamin sein fünfzehntes Jahr erreicht hatte, brachte ihn sein Wohlthäter nach Prag, der Hauptstadt Böhmens, zu einem Apotheker in die Lehre, wie solches des Knaben Wunsch gewesen. Bald gewann er durch seinen Fleiß, seine Aufmerksamkeit und sein Wohlverhalten auch die Achtung und Liebe seines Lehrherrn, und nach beendigter Lehrzeit suchte der junge Apotheker, während mehrerer Jahre, sich in fremden Landen

noch mehr auszubilden für seinen erwählten Beruf, worauf er wieder nach Prag zu seinem väterlichen, alten Meister zurückkehrte, der bald darauf starb, ohne Weib und Kinder, und seinem lieben, ehemaligen Lehrling die Apotheke nebst einem Landgut in der Nähe der Stadt vermachte.

Jetzt konnte Benjamin Rassel auch ein Wohlthäter seiner alternden Mutter werden; der Vater war bereits vor einigen Jahren beimgegangen; auch seine beiden Schwestern nahm er zu sich, und Gottes reicher Segen beglückte den würdigen Mann bis an das Ende seines Lebens.

Messer und Gabel.

Eine Abtheilung bayerischer Soldaten, mit ihren schwarzledernen Helmen und hellblauen Rücken, schlug das Quartier auf in einem Dorfe des benachbarten Landes, das sich gegen seine Regierung empört hatte, welcher nun die Bayern aus der Klemme helfen sollten. Sie traten gar gebieterisch auf und benahmen sich stolz und hochfahrend. Einer dieser grimmigen Kriegsmänner, dem das Haus eines reichen Bauern zur Einquartirung angewiesen worden, zog seinen Säbel aus der Scheide und legte ihn mit den drohenden Worten mitten auf den Tisch: „Jetzt bin ich hier Meister; muckst Euch nicht, sonst geht's schief!“

Stillschweigend ging der Bauersmann, der auch nicht auf die Nase gefallen war, zur Stube hinaus, kam gleich darauf, mit der Mistgabel in der Hand, wieder herein, und legte sie neben den bayerischen Säbel auf den Tisch.

„Was soll das bedeuten?“ donnerte der Soldat; „laßt's Euch nicht einfallen, Kuraweil mit mir zu treiben, sonst...“

„Ei, ei, guter Freund, was sieht Er da viel Kurioses daran?“ entgegnete, ruhig und schelmisch lächelnd, der besonnene Bauer; „ich finde das Ding ja ganz natürlich, denn zum großen Messer gehört auch eine große Gabel, und die da hat lange, spitze Zinken! Merk' Er sich's!“

Die gute Lektion fruchtete und der Kriegsmann verhielt sich von nun an ruhiger und bescheidener, als bei seiner prächtigen Einkehr.

Auflösung der Räthselnüsse.

Die Räthselnüsse. — I. Die Räthselnüsse. — II. Die Räthselnüsse. — III. Die Räthselnüsse. — IV. Die Räthselnüsse. — V. Die Räthselnüsse. — VI. Die Räthselnüsse. — VII. Die Räthselnüsse. — VIII. Die Räthselnüsse. — IX. Die Räthselnüsse. — X. Die Räthselnüsse. — XI. Die Räthselnüsse. — XII. Die Räthselnüsse. — XIII. Die Räthselnüsse. — XIV. Die Räthselnüsse. — XV. Die Räthselnüsse. — XVI. Die Räthselnüsse. — XVII. Die Räthselnüsse. — XVIII. Die Räthselnüsse. — XIX. Die Räthselnüsse. — XX. Die Räthselnüsse. — XXI. Die Räthselnüsse. — XXII. Die Räthselnüsse. — XXIII. Die Räthselnüsse. — XXIV. Die Räthselnüsse. — XXV. Die Räthselnüsse. — XXVI. Die Räthselnüsse. — XXVII. Die Räthselnüsse. — XXVIII. Die Räthselnüsse. — XXIX. Die Räthselnüsse. — XXX. Die Räthselnüsse.

Die Sonnen
Zeigt die
Stamm
Kaiser
Baden-Württemberg